

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XIX • Heft 1 • Sommer 2016

- | | |
|----------------------------|--|
| Dan Teodorovici | George Matei Cantacuzino und die „klassische Haltung“
Anmerkungen zum Werk eines rumänischen Architekten |
| Vincent Rastädter | „Der Meridian der rumänischen Folklore“. Die traditionellen
Doina-Gesänge und ihre Rolle im kulturellen Leben Rumäniens |
| Ciprian Glăvan | Von den „Temeswarer Nachrichten“ zur „Temesvarer Zeitung“. Zu den
Anfängen und der Entwicklung der Banater deutschsprachigen Presse |
| Gerhard Köpernik | Was der NS-Propagandaminister Goebbels über Rumänien dachte
Ein Blick in Joseph Goebbels Tagebücher |
| William Totok | Religiöse Hysterie, Wunder- und Aberglaube in Rumänien
Vorbereitungen zur Heiligsprechung eines orthodoxen Mönchs |
| Ioana Rostoș | Jenseits der Nostalgie
Die Stadt Suczawa in der Bukowina – wie sie war, wie sie ist. |
| Christian Discher | Rumänische Lebenswege in Paris
Wie stereotype Berichterstattung das Leben beeinträchtigen kann |
| Christof Kaiser | Durch die ganze Dobrudscha ...
VIII. Studienreise der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft |
| Hermine-Sofia Untch | Tätigkeitsbericht 2015
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e. V. Berlin |
| Neue Bücher | |

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Dr. Silvia Machein
Kirsty Otto
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Inhalt

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

der Architekt George Matei Cantacuzino wird in der rumänischen Fachwelt als einer der Doyens der rumänischen Moderne angesehen; trotzdem ist in seinem Heimatland nur wenig über seine Werke veröffentlicht worden, in Deutschland ist er nahezu unbekannt. Deshalb versucht Dan Teodorovici mit Wanderausstellungen und Abhandlungen „die rumänische Architekturkultur in den europäischen Diskurs“ einzubringen. Vincent Rastädter beschreibt in seinem Beitrag die Anfänge der traditionellen Doina-Gesänge und ihre Bedeutung für die rumänische Kultur, die er als „Ausdruck der Seele rumänischer Musik“ begreift und auch als eine menschliche Haltung „eines vielleicht Trauernden, der voller Mut und Kraft ist“. Danach befasst sich Ciprian Glăvan mit dem Beginn der banatdeutschen Presse, die 1771 mit den Temeswarer Nachrichten die erste Zeitung auf dem heutigen Territorium Rumäniens hervorbrachte.

Gerhard Köpernik richtet sein Augenmerk auf die Tagebuchaufzeichnungen Joseph Goebbels, einer der engsten Vertrauten Adolf Hitlers, und stellt in dem Artikel Goebbels Eintragungen zu Rumänien mit kritischem Blick vor. Anschließend geht William Totok auf die Initiativen zur Heiligsprechung des Mönchs Arsenie Boca und die Umstände, die dazu führten, ein. Ganz ohne Nostalgie nimmt Ioana Rostoş das Zentrum der rumänischen Bukowina in Augenschein: War einst das Stadtbild von Suczawa/Suceava von mittelalterlichen Kirchen, Klöstern und dem Fürstenhof geprägt, so wurde die Stadt mehr und mehr vernachlässigt und zu staatssozialistischer Zeit mit Plattenbauten übersät. Schließlich widmet sich Christian Discher der stereotypen Medienberichterstattung in Europa und ihren Auswirkungen auf den Alltag von in Paris lebenden Rumänen.

Im vergangenen Jahr führte die VIII. Studienreise der DRG in die Dobrukscha. Christof Kaiser berichtet über die wichtigsten Stationen der Fahrt, die die Gruppe zwischen dem Donaudelta und Baltschik (bulg. Balčik, rum. Balcic) besuchte. Danach stellt Hermine-Sofia Untch die vielfältigen Tätigkeiten unserer Gesellschaft im Jahr 2015 vor, und schließlich finden Sie in den DRH noch eine Vielzahl von Rezensionen zu spannenden Neuerscheinungen über Rumänien.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz

Ansichtskarte von 1960 mit dem von George Matei Cantacuzino 1932/1934 erbauten Hotel Bellona in Eforie Nord an der Schwarzmeerküste Quelle: Archiv Dan Teodorovici, Stuttgart

- 4 Architekt George Matei Cantacuzino**
Dan Teodorovici
- 7 Die traditionellen Doina-Gesänge**
Vincent Rastädter
- 10 Zu den Anfängen der Banater Presse**
Ciprian Glăvan
- 13 Goebbels über Rumänien**
Gerhard Köpernik
- 16 Hysterie, Wunder- und Aberglaube**
William Totok
- 17 Suczawa in der Bukowina**
Ioana Rostoş
- 20 Rumänische Lebenswege in Paris**
Christian Discher
- 22 Durch die ganze Dobrukscha ...**
Christof Kaiser
- 25 DRH-Tätigkeitsbericht 2015**
Hermine-Sofia Untch
- 27 Neue Bücher**
 - Irina Wolf (Hg.): Machtspiele. Neue Theaterstücke aus Rumänien (*Adela Pal*)
 - Miklós Bánffy: In Stücke gerissen. Roman (*Ingeborg Szöllösi*)
 - Richard Wagner: Herr Parkinson (*Walter Engel*)
 - Ursula Ackrill: Zeiden, im Januar. Roman (*Edith Konradt*)
 - Dana Grigorcea: Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit. Roman (*Katharina Biegger*)
 - Johann Lippert: Amei und Mari (*Edith Ottshofski*)
 - Carmen-Francesca Banciu: Leichter Wind im Paradies (*Markus Fischer*)
 - Wynfrid Krieglleder, Andrea Seidler, Jozef Tancer (Hg.): Deutsche Sprache und Kultur im Banat (*Franz Heinz*)
 - Maria Irod: Dieter Schlesak zwischen Moderne und Postmoderne (*Cosmin Dragoste*)
 - Annemarie Weber (Hg.): Die Deutschen in Rumänien 1944–1953 (*Mariana Hausleitner*)
 - Gerhard Csejka, Stefan Sienerth (Hg.): Vexierspiegel Securitate (*Markus Bauer*)
 - Anton Sterbling: Zuwanderung, Kultur und Grenzen in Europa (*Markus Bauer*)



Anmerkungen zum Werk eines rumänischen Architekten

George Matei Cantacuzino und die „klassische Haltung“

Dan Teodorovici

Vom 13. April bis zum 13. Mai 2015 hat das Architekturmuseum der Technischen Universität Berlin am Ernst-Reuter-Platz die Ausstellung „George Matei Cantacuzino – eine hybride Moderne“ gezeigt. Diese Wanderausstellung und das 2014 im Ernst Wasmuth Verlag (Tübingen, Berlin) in englischer Sprache erschienene Buch unseres Autors zu „George Matei Cantacuzino – a Hybrid Modernist“ bilden das erste monografische Projekt, das einen rumänischen Architekten einem internationalen Publikum vorstellt.

Die Figur des *uomo universale*

Heute, im Zeitalter der Spezialisierung, neigen wir dazu, auf das breite Spektrum an Tätigkeiten, denen sich Menschen wie George Matei Cantacuzino – der 1899 in Wien geboren wurde und 1960 in Jassy/Iași verstarb – gewidmet haben, mit Staunen und Bewunderung zu schauen. Diese Vielfalt haben sie nicht unbedingt als Dilettanten ausgeübt, sondern sie fühlten sich, von der Öffentlichkeit anerkannt, dem Renaissanceideal des *uomo universale* verpflichtet.



George Matei Cantacuzino 1940
Unter den Linden in Berlin
Foto: Archiv Familie Cantacuzino,
London

linksliberaler Politiker bekämpfte er die rechtsradikale *Eiserne Garde*; als Professor für Geschichte und Theorie der Architektur in Bukarest (1942–1948) erneuerte er als „Epochenskeptiker“ die Architekturlehre in Rumänien; er war der erste und wahrscheinlich auch einzige Architekt, der in der Zwischenkriegszeit im rumänischen Rundfunk gesprochen und mit Radiovorträgen insbesondere in die Bau- und Kunstgeschichte des Landes einführte; als Denkmalschützer in der Moldau (1954–1957) leitete er die Restaurierung von Bukowina-Klöstern, darunter des Klosters Sucevița (gesprochen: Sutschewitza), das inzwischen zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört;

als Maler nahm er an etlichen Gruppenausstellungen teil und hatte fünf Einzelausstellungen – die letzte Schau im Oktober 1956 war ein derartiger Erfolg, dass die kommunistischen Behörden sie aus Furcht vor revolutionären Unruhen nach drei Tagen schlossen. Dies geschah im Vorfeld der Budapester Revolten; als Regimegegner war Cantacuzino selbst sechs Jahre lang inhaftiert gewesen und 1957 zum Staatsfeind erklärt worden. Daraufhin lebte er bis zu seinem frühen Tod 1960 in Jassy am Rande der Gesellschaft.

Danach geriet er weitgehend in Vergessenheit, ähnlich wie seine Generation, die das moderne Rumänien der Zwischenkriegszeit mit aufgebaut hatte. Auch nach der Wende 1989 blieb diese Aufbauleistung etwas im Schatten ihrer Nachfolgeneration – die Generation von Mircea Eliade, Eugène Ionesco und Emil Cioran, die nach 1945 im Westen Berühmtheit erlangten. Diese Berühmtheit scheint gewissermaßen zurückprojiziert worden zu sein auf die Zwischenkriegszeit, als die „Jungen“ ihre Laufbahn begannen, erste Anerkennung fanden, jedoch weit davon entfernt waren, die Hauptrolle im kulturellen Leben des Landes zu spielen.

Zur Ausstellung

Die Schau bietet einen Querschnitt durch das bewegte und reichhaltige Leben Cantacuzinos. Das Rückgrat bildet eine biografische Zeitleiste: Schwarzweißreproduktionen zeigen Werke (Bauten, Entwürfe, Grafiken), die durch Zitate veranschaulicht und in Kontexten (Portraits, Reisefotografien, Briefen) eingebettet sind. Hinzu kommen Farb reproduktionen von Aquarellen, Grafiken und Gemälden, Originalpublikationen, ein Holzmodell des Hotels Bellona in Eforie Nord an der Schwarzmeerküste (Maßstab 1:100) und eine zwei Meter hohe Fahne.

Auf der Fahne ist eine lebensgroße Schwarzweißaufnahme abgebildet, die Cantacuzino im August 1940 bei einem Spaziergang auf dem berühmten Berliner Corso Unter den Linden zeigt, elegant gekleidet, zuversichtlich und selbstbewusst ins Objektiv der Kamera schauend. Cantacuzino war auf dem Höhepunkt seiner Karriere, kurz vor dem internationalen Durchbruch. Ein Jahr zuvor hatte er den offiziellen rumänischen Pavillon auf der Weltausstellung in New York entworfen und war dafür

vom Bürgermeister Fiorello LaGuardia zum Ehrenbürger der Stadt ernannt worden; 1938 war Cantacuzino zum korrespondierenden Ehrenmitglied des *Royal Institute of British Architects* (RIBA) in London gewählt worden; von 1934 bis 1936 war er der erste rumänische Korrespondent der französischen Fachzeitschrift *L'Architecture d'aujourd'hui*; zudem war er der designierte Architekt des rumänischen Pavillons für die Weltausstellung in Rom 1942 und hatte, gemeinsam mit Octav Doicescu, seinem damaligen Partner, den Bukarester Sitz der *Anglo-Romanian Society* entworfen – zwei prestigeträchtige Projekte, die nicht verwirklicht wurden. Als linksliberaler Politiker litt auch Cantacuzino erheblich unter dem Rechtsruck, den Rumänien Anfang September 1940 vollzog, nachdem König Carol II. ins portugiesische Exil gezwungen wurde.

Eine „klassische Haltung“

Doch zurück zum Bild auf der Fahne: Es stammt von Cantacuzinos letzter Berlin-Reise, die er als Chefarchitekt der Rumänischen Eisenbahn (CFR, *Căile Ferate Române*) unternahm. Es stellt eine stark vergrößerte Postkarte dar, die, wie in jener Zeit üblich, ein professioneller Straßenfotograf herstellte. Im Hintergrund ist die Neue Wache von Karl Friedrich Schinkel zu sehen. Zweifelsohne hat sich Cantacuzino bewusst selbst inszeniert, und obgleich er Schinkel nie erwähnt, zeugen manche seiner Bauten und seine Haltung von der Verehrung für den preußischen Baumeister – als ob das Foto zu sagen schiene: Mit Schinkel im Rücken lässt sich's gut bauen.

Diese Haltung – Cantacuzino nennt sie „klassische Haltung“ – lässt sich als konzeptionelle Klammer interpretieren, als ein ästhetisch-ethischer Kompass, der den Tätigkeiten Cantacuzinos die Richtung gibt und sie zusammenbindet. Diese „klassische Haltung“ wird auf der Fahne mit einem Zitat umschrieben: „Es gibt die Traditionalisten, es gibt die Modernisten, und es gibt die Anderen. Zu den letzteren gehören diejenigen Architekten, die von der Notwendigkeit überzeugt sind, ein Gleichgewicht zu suchen, das sich auf die klassischen Disziplinen gründet, ohne dabei auch nur ein einziges modernes Thema zurückzuweisen und ohne der Tradition den Rücken zuzukehren.“

Wie jeder Architekt hat Cantacuzino eine Entwicklung durchgemacht, doch ähnlich wie Schinkel hat er bisweilen gleichzeitig in mehreren Stilen gebaut. Vor diesem Hintergrund ist der Untertitel der Ausstellung zu verstehen: „Eine hybride Moderne“. Davon zeugen beispielsweise das Hotel Bellona in Eforie Nord an der Schwarzmeerküste (1932–1934) und das Wohnhaus für Ingenieure der Staatlichen Rumänischen Rundfunkanstalt (SRR, *Societatea Română de Radio*) in Brenndorf/Bod bei Kronstadt/Braşov (1933–1935). Ist dieser „hybride“ Ansatz aber nicht ein Ausdruck von Beliebigkeit oder gar Opportunismus? Manche, die das Konzept der eindeutigen Etikettierung in der Architektur bevorzugen,

würden das vielleicht bejahen. Solche Vorwürfe nahm Cantacuzino ernst, doch sprach er ihnen 1934 in der Bukarester Zeitschrift *Revista Fundațiilor Regale* jedwede Substanz ab: „Nicht eine kanonisierende Auswahl von Objekten und Formen brauchen wir, sondern eine umfassende Ethik, aus der eine echte Ästhetik entstehen kann.“



Das von George Matei Cantacuzino 1933–1935 im siebenbürgischen Brenndorf/Bod bei Kronstadt/Braşov errichtete Wohnhaus für die Rundfunkingenieure der Rumänischen Rundfunkgesellschaft. Zeitgenössische Aufnahme von W. Weiss.

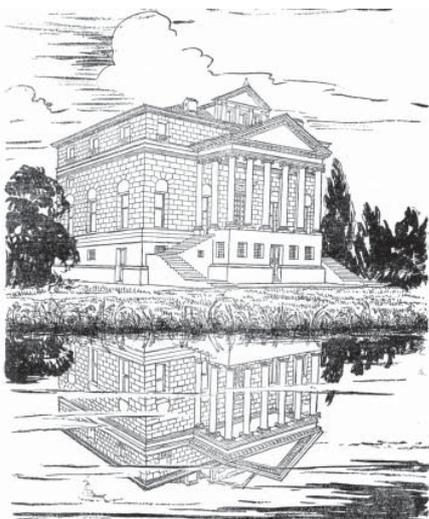
Quelle: *Societatea Română de Radio, Bukarest*

Entschieden wendete sich Cantacuzino gegen die Auswüchse des rumänischen Heimatstils, dessen offiziellen Vertreter die spätbyzantinisch-rumänische Bautradition ästhetisch ausbeuteten und politisch instrumentalisierten zugunsten der Rumänisierung der Gegenden, die Rumänien nach 1918 hinzugewann. Doch Cantacuzinos Argumentation ließe sich ebenso gut als konstruktive Kritik an den Auswüchsen des Internationalen Stils der Architekturmoderne lesen, wenn dieser ebenfalls keine Rücksicht auf den jeweiligen Kontext nimmt. So schreibt er 1947 in seinem Buch „Despre o estetică a reconstrucției“ [Über eine Ästhetik des Wiederaufbaus]: „Einem Land eine zusammenhängende Erscheinung zu geben bedeutet keineswegs, sich für die Eintönigkeit standardisiertes Bauformen zu entscheiden. Indem auch lokale Baumaterialien verwendet und die Bauformen an die jeweiligen Klimaverhältnisse und Bräuche angepasst werden, vermag sich ein Wohnhaus oder ein öffentliches Gebäude geschmeidiger in die Landschaft zu integrieren und ihr sogar eine besondere Bedeutung zu geben.“

Cantacuzino entfaltete seine architekturkulturelle Strategie auf der Suche nach pragmatischen und redlichen Möglichkeiten, die weitgehend im lokalen Heimatstil verfangene Baukultur Rumäniens zu erneuern und zur Modernität hin zu öffnen. Diese Strategie würdigt die regionale und plurikulturelle Vielfalt des Landes und deutet auf das Konzept einer föderalistischen Demokratie hin. Zugleich löste Cantacuzino mit der „klassischen Haltung“ den ästhetischen Begriff des Klassizismus von einer reinen stilgeschichtlichen Betrachtung und band ihn an die Ethik: „Denn klassisch sein bedeutet unserer

Meinung nach keineswegs die dogmatische Verfolgung eines Stils, sondern vielmehr eine bestimmte Geisteshaltung“. Diese Geisteshaltung, notierte Cantacuzino in seinem 1926 in Bukarest erschienenen ersten Buch „Einführung in das Studium der Architektur“, sei „ein seelisches Gleichgewicht zwischen Wissen und Empfindung, zwischen Persönlichkeit und Tradition, eine Haltung der Heiterkeit der Gegenwart zwischen der kennengelernten, beurteilten, begriffenen Vergangenheit und der intuitiv angedeuteten, vorbereiteten, provozierten Zukunft.“

Die „klassische Haltung“ ist ein Konzept, das Traditionsstränge wie die spätbyzantinisch-rumänische Architektur, den Klassizismus oder Palladianismus mit der Moderne verknüpft, und diese vielfältige Ästhetik ethisch verankert: insbesondere im kulturellen Dialog der zivilisierten sachbezogenen Auseinandersetzung, im menschlichen Maßstab und im sogenannten *Genius Loci* – der mannigfachen Charakteristik eines Ortes, sei es die landschaftliche Umgebung oder der historisch gewachsene städtische und kulturelle Kontext.



George Matei Cantacuzino, *Andrea Palladios Villa Foscari, La Malcontenta* (ca. 1558–1560), Skizze 1945
Quelle: *Simetria VII*, Bukarest 1946

Als Beispiel sei hier nur das vorhin erwähnte Hotel Belona genannt. Der Bau thematisiert entschieden das Dampfermotiv der frühen Architekturmoderne. Doch der wuchtige Sockel, auf dem das Hotel ruht, wirkt auf den ersten Blick leicht verstörend: eine massive zweigeschossige Anlage mit einer bugartigen Rundung, die mit großen sechseckigen Granitplatten verkleidet ist. Die Verbindung mit dem felsigen Untergrund verstärkt noch den festungsartigen ortsgebundenen Charakter und erinnert an historische Grenzfestungen wie die Festung Akkerman (rum. Cetatea Albă, ukr. Bilhorod-Dnistrovskyj) die der moldauische Fürst Stefan der Große an der Dnjestr-Mündung am Schwarzen Meer errichten ließ. Die in den granitverkleideten Sockel eingelassenen Rundblendbögen wiederum deuten vielleicht auf Spuren der römischen Antike an der Schwarzmeerküste, etwa die Stadt Tomis (die heutige Hafenstadt Konstanz/Constanța).

Für diese Idee, dass Tradition und Moderne sich fruchtbar miteinander verbinden lassen, hat Cantacuzino einige Inspirationsquellen verwertet. Eine Quelle dürfte die *Groupe des architectes modernes* gewesen sein – eine gemäßigte Strömung der Architekturmoderne, die, vom Altmeister Auguste Perret (1874–1954) ins Leben gerufen, im Paris der 1920er und 1930er Jahre versuchte, die Architekturmoderne mit dem französischen Klassizismus zu verbinden. Eine andere Quelle könnte die „Verschmelzungstheorie“ gewesen sein, mit der Schinkel die Ideale der griechischen Antike und des deutschen Mittelalters miteinander verband, um die deutsche Baukultur zu erneuern. Doch Cantacuzinos bedeutendstes Vorbild war Andrea Palladio (1508–1580), der Meister der italienischen Spätrenaissance. In Palladios Werk entdeckt Cantacuzino die Poetik der Architektur auf eine meisterhafte Art verwirklicht und widmet ihm die Studie „Palladio. Essai critique“ (Bukarest 1928).

Für diese Poetik der Architektur und „die Disziplin der abendländischen Regeln der Ästhetik“, schreibt Cantacuzino in einem seiner autobiografischen Briefe an Simon Bayer, einen Jugendfreund aus Jassy und rumänisch-jüdischen Anwalt im Bukarest der 1930er Jahre, habe ihn zuerst seine Kindheit in Wien sensibilisiert: „[D]ort lernte [ich], dem Lebensrahmen Ordnung und Harmonie abzuverlangen, weil ich feststellte, wie die durch die lange Geduld einer Zivilisation entstandenen Dinge mich prägten, einer Zivilisation, die unentwegt, durch alle Formen und Mittel, der menschlichen Würde Ausdruck verlieh.“

Die menschliche Würde durch architektonische Formen auszudrücken, dieses Ziel verfolgte auch Cantacuzino. Die „klassische Haltung“ half ihm dabei und drückte nebenbei eine fruchtbare Verknüpfung aus: Denn fest verwurzelt im rumänischen Kulturkreis, wie er war, gehörte Cantacuzino zugleich jener Bewegung an, deren Mitglieder mit einer nonchalanten Selbstverständlichkeit ein tiefes Interesse und eine echte Zuneigung auch für andere Kulturkreise empfinden – sei es der deutsche, französische, italienische oder angelsächsische Kulturkreis, um diejenigen zu nennen, denen sich Cantacuzino in der Hauptsache verbunden fühlte. Diese Verbundenheit zeigte sich auch in Netzwerken persönlicher Beziehungen und Freundschaften, sie gründete auf gemeinsamen kulturellen Interessen und europäischen zivilisatorischen Werten. Seit dem Fall der Berliner Mauer ist ein solches Netzwerk, trotz aller Krisen der Europäischen Union, wieder im Wachsen begriffen. Vielleicht vermag Cantacuzinos offene und integrative architekturkulturelle Strategie der „klassischen Haltung“ fruchtbare Impulse dafür anzubieten.

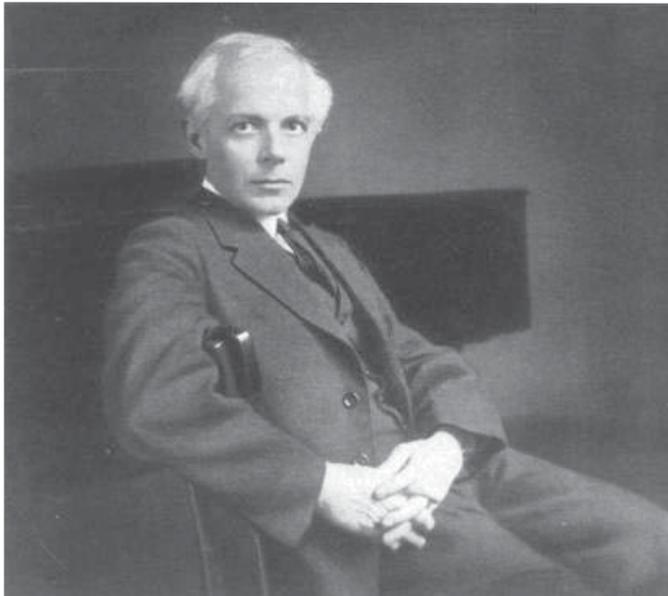
Dr. Dan Teodorovici ist Architekt, Autor und Kurator in Stuttgart. 2010 wurde er an der Universität Stuttgart mit einer architekturgeschichtlichen und -theoretischen Studie über Cantacuzino promoviert. (Die Übersetzung der Cantacuzino-Zitate aus dem Rumänischen stammen vom Autor.)

Die traditionellen Doina-Gesänge und ihre Rolle im kulturellen Leben Rumäniens

„Der Meridian der rumänischen Folklore“

Vincent Rastädter

Am 15. März 1913 bricht ein junger Mann zu einer Reise auf, die ihn im Laufe von zwei Wochen durch die Dörfer der damaligen Region Marmarosch führen wird. Sei-



Béla Bartók, aus dem Banat stammender ungarischer Komponist und Pianist, veröffentlichte 1923 sein ethnomusikologisches Werk zur „Volksmusik der Rumänen von Maramureş“.

ne Absicht: die Dokumentation traditioneller Musikpraktiken der örtlichen Landbevölkerung. Dafür führt er einen sogenannten Phonographen mit sich – einen Apparat zur Schallaufzeichnung, der Klänge in Wachswalzen einprägt. Die Ergebnisse seiner Sammlungstätigkeit im heutigen Nordwestrumänien wird der Forscher zehn Jahre später unter dem Titel „Volksmusik der Rumänen von Maramureş“ veröffentlichen. In diesem Buch analysiert er eine sehr charakteristische Melodie: „Hora lunga, deren improvisationsartiger Vortrag mit den Vortragenden und ihrer momentanen Eingebung stets wechselt“. Der junge Mann war der Komponist Béla Bartók (1881–1945), und die von ihm beschriebene Gesangsform ist besser bekannt unter dem Namen „Doina“.

Bartóks Abhandlungen bedeuteten einen Meilenstein für die wissenschaftliche Erforschung der Doina. Ihr Name jedoch war in den musik- und literaturbegeisterten Kreisen Rumäniens schon seit geraumer Zeit in aller Munde. Man interessierte sich zunächst allerdings weniger für musikalische Aspekte, sondern eher für die Doina-Lyrik. Diese diente als Inspirationsquelle vieler Dichter, allen voran für den einflussreichen Vasile Alecsandri (1821–1890). Dessen 1853 erschienener Gedichtband „Doine und Maiglöckchen“ nahm nicht nur im Titel Bezug auf die Folkloretradition – auch thematisch und stilistisch stand

die Volksdichtung Pate. So waren vermutlich Alecsandri und jene Lyriker, die ihn zum Vorbild nahmen, dafür verantwortlich, dass die „improvisationsartige“ Gesangsform allgemein unter dem Namen „Doina“ bekannt wurde.

Dieses Wort fand zunächst nämlich nur Verwendung im Fürstentum Moldau, einer historischen Region auf dem Gebiet des heutigen Nordostrumäniens, der Republik Moldau und der südlichen Ukraine. Von dort ist auch die erste Erwähnung des Begriffs überliefert. Sie geht zurück auf Dimitrie Cantemir (1673–1723), der 1716 in seinem Werk „Descriptio Moldaviae“ die Sitten und Gebräuche im alten Fürstentum beschrieb. Der Autor entstammte einem moldauischen Adelsgeschlecht, verbrachte aber die meiste Zeit seines Lebens im Exil, zunächst in Istanbul, später in Russland. Wie sein Zeitgenosse Gottfried Wilhelm Leibniz war Cantemir Universalgelehrter: Neben geschichtlichen und kulturtheoretischen Abhandlungen schrieb er Werke zur Musiktheorie sowie komplexe Eigenkompositionen. Das Wort „Doina“ erwähnte Cantemir im Zusammenhang mit den religiösen Gebräuchen seines Heimatlandes und vermutete, es habe ursprünglich eine Kriegsgottheit bezeichnet. Darüber hinaus schlug er die Brücke zur Musik und identifizierte „Doina“ als „Text des Vorspiels, welches die Moldauer vor dem Gesang zu spielen pflegen“; Rückschlüsse auf den Klang dieser Musik sind anhand der kurzen Beschreibung jedoch leider unmöglich.

Nach Cantemir nehmen die Erwähnungen der Doina zu – und damit die Versuche, die Quintessenz des Genres auf eine prägnante Formel zu bringen: So definierte etwa ein halbes Jahrhundert darauf der österreichische Offizier und Reisende Franz Josef Sulzer (1727–1791) schlichtweg jeden Sologesang in rumänischer Sprache als Doina; in ähnlicher Weise schrieb 1935 der spätere Ästhetikprofessor Liviu Rusu (1901–1985), die Doina sei in Rumänien der „typische und bevorzugte Gesang“; der oben erwähnte Vasile Alecsandri bezeichnete die von ihm so hoch geschätzten



Dimitrie Cantemir – Woiwode der Moldau, Universalgelehrter, der sich auch der Musiktheorie widmete – auf einer sowjetischen Briefmarke von 1973

Lieder als „Gesänge der Sehnsucht, der Liebe und des Schmerzes“; und fast 100 Jahre nach ihm konstatierte der Musikethnologe Constantin Brăiloiu (1893–1958): „Man hat heutzutage die Angewohnheit, jedes Lied mit langsamem Tempo und melancholischem Charakter als Doina zu bezeichnen“. Diese Allgegenwart spiegelt schließlich das Urteil des Literaturwissenschaftlers Dumitru Caracostea (1879–1964) wider, der die Doina den „Meridian der rumänischen Folklore“ nannte.



Constantin Brăiloiu – rumänischer Musikethnologe und Komponist – 1934 bei einer Tonaufnahme mit einem Musiker Foto: Iosif Berman

Einen anderen Weg der Definition geht die Musikwissenschaft, die mittels Abstraktion zu allgemeingültigen Aussagen über musikalische Charakteristika gelangt. Dementsprechend ist die Doina laut Tiberiu Alexandru (1914–1997) bestimmt durch drei wesentliche Merkmale: Freiheit der melodischen Variationen, Freiheit im Zeitmaß und Freiheit der Struktur. Letztere entsteht durch Einbeziehung oder Auslassung formelhafter Melodiebausteine. Diese Freiheit darf jedoch nicht verwechselt werden mit Willkür. Vielmehr besteht der musikalische Reiz der Doina darin, dass die Ausführenden mit melodischen Formeln spielen, welche von einer strengen Tradition überliefert sind. So entsteht eine „unendliche Melodie“, um in den Worten Alexandrus zu bleiben – und dank dieser beständigen Fortspinnung gleicht keine Doina exakt irgendeiner anderen. Auch der dem Genre zugeschriebene „melancholische Charakter“ lässt sich auf Eigentümlichkeiten der Musik zurückführen. Er ist das Produkt eines eher geringen Tonumfangs, häufiger Tonwiederholungen (oftmals mit fast unmerklichen Schwankungen) und einer modalen Struktur, welche zum Beispiel der Molltonleiter ähneln kann. Für zusätzliche Dramatik des Vortrags sorgen etwa die Einbeziehung von Seufzern und Schluchzlauten oder unvermittelte Registerwechsel, sowohl nach oben zu klageähnlichen als auch nach unten zu gesprochenen oder gemurmelten Lauten.

Nun ist bei Weitem nicht jede Doina dramatisch im Ausdruck – es existieren durchaus humorvolle Texte. Im allgemeinen Bewusstsein jedoch verbindet sich die Gattung vor allem mit Klage und Trauer. Diese Funktion des Gesangs soll sich sogar in der Wortbedeutung niederschlagen, nach der das rumänische Verb „a doini“ auf Deutsch so viel wie „klagen“ oder „sich sehnen“ meint. Es ist allerdings nicht gelungen, eindeutig festzustellen, woher das Wort „doina“ ursprünglich stammt. Diese Unklarheit hat zu manch blumiger Theorie geführt. So wollte beispielsweise der Philologe Bogdan P. Hasdeu (1838–1907) den Begriff von einer indoeuropäischen Wurzel „dhan“ ableiten, die „widerhallen“ bedeuten sollte. Hasdeus Ausführungen zufolge wäre die Doina „ein Gesang, der widerhallt“ – und somit zurückführbar auf eine uralte Schicht indoeuropäischer Kultur.

Der bereits erwähnte Caracostea hingegen ging davon aus, dass Ammen und Kindermädchen an den Höfen der Feudalherren als erste die Doina sangen. Die leibeigenen und völlig mittellosen Frauen sollen mithilfe des Gesangs – des einzigen ihnen verbliebenen Ausdrucksmittels – ihre Gemüter erleichtert haben. Eine geeignete Gattung dafür waren laut Caracostea die Lieder, mit denen die Schutzbefohlenen in den Schlaf gesungen wurden; und tatsächlich weisen Doina und Wiegenlied im rumänischen Kulturraum zahlreiche musikalische Ähnlichkeiten auf. Darüber hinaus hat man sich immer wieder auf den antiken Stamm der Daker berufen. Diese standen kulturell vermutlich den Thrakern – dem Volk des mythischen Sängers Orpheus – nahe, was Anlass gegeben hat zu Spekulationen über eine reichhaltige Musikpraxis zwischen Karpaten und Schwarzem Meer in der Antike. Oftmals wurden die Daker dabei als Ahnherren der späteren rumänischen Kultur beschworen.

Doch die Frage nach dem Ursprung der Doina lässt sich nicht abschließend beantworten: Über die kulturellen Verhältnisse der antiken Daker ist wenig Genaues bekannt; wie die Leibeigenen an rumänischen Fürstenhöfen gesungen haben, lässt sich nicht mehr rekonstruieren, und auch den Theorien zur Wortherkunft fehlt die Stichhaltigkeit. Dem Siegeszug der Doina in der rumänischen Kulturgeschichte hat das nicht geschadet – vielleicht erleichterten die Unklarheiten sogar eine Stilisierung des Genres zur authentisch rumänischen Kunstform. So rückte spätestens im Fin de Siècle neben der lyrischen die musikalische Seite der Doina in den Mittelpunkt des Interesses. Erste Sammlungen von Tondokumenten wurden angelegt und ausgewertet. Der Nationalismus, der auch den noch jungen rumänischen Staat erfasst hatte, begünstigte die Entwicklung einer sogenannten nationalen Schule der Komposition. Deren

Anhänger schufen Kunstmusik nach westeuropäischem Vorbild, in die sie Elemente der Volkskunst ihres Heimatlandes einflochten.



Gedenktafel am Wohnhaus von George Enescu – rumänischer Komponist, Violonist und Dirigent – in der Frankenberggasse 6 in Wien Foto: Walter Anton

Einen Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit George Enescu (1881–1955). Dieser war als Geigenvirtuose weltweit erfolgreich – und sorgte für bahnbrechende Neuerungen in der rumänischen Musiklandschaft. Die Verarbeitung von Einflüssen aus der rumänischen Folklore, unter anderem aus der Doina, spielte eine zentrale Rolle in Enescus Kompositionen. Eindrucksvolles Zeugnis von Enescus Stil und seinen technischen wie stilistischen Errungenschaften ist die 3. Sonate für Klavier und Violine „im rumänischen Volkscharakter“.

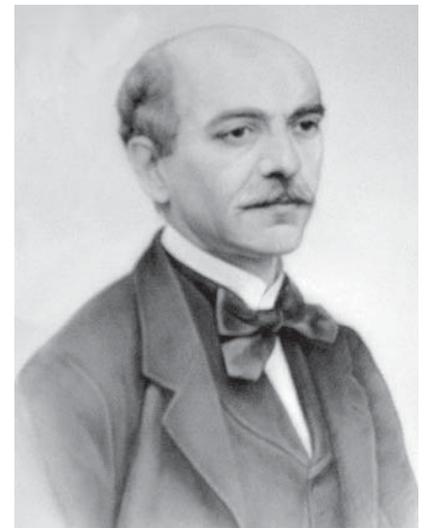
Die Generationen von Komponistinnen und Komponisten, die auf Enescu folgten, wandten sich der Avantgarde zu, erhielten dabei aber die Verbindung zur rumänischen Volkskunst aufrecht. Die im 19. Jahrhundert begonnene wissenschaftliche Erforschung der Doina schritt zu dieser Zeit ebenfalls voran, nicht zuletzt durch den Beitrag Bartóks. Für die Ergebnisse der Feldforschung und das kulturelle Erbe Rumäniens interessierte sich ab den 1970er Jahren auch die ausländische Wissenschaft. Zunächst jedoch, in den 1950er und 1960er Jahren, waren es Forschende aus Rumänien selbst, die die Folklore ihres Landes mittels strenger Methodik durchdrangen und kategorisierten; verschiedenen Aspekten der Doina wurde eine Vielzahl äußerst detaillierter Aufsätze gewidmet. Neben der Verarbeitung in Literatur und Musik macht vor allem diese minutiöse Erforschung deutlich, dass die Doina in der Kulturgeschichte Rumäniens einen zentralen Platz einnimmt. Solch eine exponierte Stellung birgt Vorteile, aber auch Gefahren: Einerseits sind bestimmte Vorstellungen von der Doina bis heute fest mit der rumänischen Kultur verbunden, andererseits wurde die Gattung durch ihre allgemeine Bekanntheit anfällig für Missbrauch.

So setzte man vor allem während der verschiedenen Stadien sozialistischer Herrschaft in Rumänien die traditionelle Musik immer wieder zu Propagandazwecken ein. Im Stalinismus der 1940er und 1950er Jahre bemühte

man sich darum, vor allem solches Kunstschaffen aus dem Volk zu sammeln, welches den Sozialismus positiv konnotiert. Da derartige Material aber praktisch nicht aufzutreiben war, machten sich linientreue Musiker kurzerhand selbst daran, Lobeshymnen im volkstümelnden Stil zu verfassen. Um die Kunst des Volkes zur Schau zu stellen, wurden außerdem zahllose Folkloregruppen und -festivals aus dem Boden gestampft. Diese sorgten zwar für die Pflege von wenigstens einem Teil des (Doina-) Repertoires – allerdings in einer standardisierten, versteinerten Form, überwacht von staatlichen Musikbeauftragten. Im ausufernden und erdrückenden Personenkult der Ceaușescu-Ära ab den 1970er Jahren schließlich wurde die traditionelle Musik immer mehr dazu eingesetzt, das Staatsgebilde und den „Conducător“ zu verherrlichen, was viele endgültig von der Folklore entfremdete.

Diese Entwicklung hat, neben anderen, zu einem Rückgang der Volksmusikpraxis im modernen Rumänien geführt. Dass die Doina im Begriff sei, neueren populären Liedern zu weichen, hatte aber schon Béla Bartók auf seiner Forschungsreise im Jahre 1913 festgestellt. Manches spricht dafür, dass diese Verdrängung vielerorts durch die zunehmende mediale Verbreitung von Musik beschleunigt wird. Doch es gibt auch Gründe für eine optimistischere Sicht: Rumänische Spielleute führen nach wie vor Doina-Stücke auf, dem Genre kommt in den traditionellen Hochzeitsfeierlichkeiten immer noch ein fester Platz zu, und schließlich steht die Gattung seit 2009 auf der Liste des immateriellen Weltkulturerbes der UNESCO. Es besteht also die berechtigte Hoffnung, dass die Doina, die über Jahrhunderte eine entscheidende Rolle in der kulturellen Entwicklung Rumäniens gespielt hat, die gesellschaftlichen Veränderungen ihres Heimatlandes überdauert und weiterhin begleitet.

Vincent Rastädter promoviert am Institut für Musik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er ist Autor des Buches „Die Doina: eine Einführung in den lyrischen Gesang Rumäniens“ (Oldenburg 2015).



Vasile Alecsandri – rumänischer Dichter, Dramatiker und Politiker – sammelte rumänische Volkslieder, die er 1852 und 1853 in zwei umfangreichen Sammlungen veröffentlichte, diese erlangten große Bedeutung in der sich entwickelnden rumänischen Identität.

Zu den Anfängen und der Entwicklung der Banater deutschsprachigen Presse

Von den „Temeswarer Nachrichten“ zur „Temesvarer Zeitung“

Ciprian Glăvan

Im Jahre 1716 eroberten die österreichischen Truppen, angeführt von Eugen von Savoyen, Temeswar und brachten bis 1718 das Banat, Oltenien und den Norden Serbiens unter ihre Kontrolle. Die Herrschaft der Habsburger über diese Gebiete wurde durch den Frieden von Passarowitz (21. Juli 1718) bestätigt. Das Banat wurde, entsprechend den Ratschlägen des Prinzen Eugen von Savoyen, als Kron- und Hofkammerdomäne organisiert und unmittelbar durch die Banater Landesadministration verwaltet.

Im 18. Jahrhundert wurden im kaiserlichen Banat die Grundlagen der modernen Entwicklung der Provinz gelegt. Zu dieser Zeit wurden mehrere große Infrastrukturprojekte verwirklicht wie z. B. die moderne Stadtstruktur Temeswars, der Bau der Festung, der Bau des Begakanals oder die Trockenlegung der ausgedehnten Sümpfe. Dank der Durchführung dieser Infrastrukturprojekte und der Ansiedlung von Bevölkerung, die vorwiegend aus dem deutschsprachigen Raum kam und Erfahrung im Bereich der Landwirtschaft hatte, wurde das Banat im 19. Jahrhundert zur sogenannten „Kornkammer des Reiches“. Die deutschsprachige Gemeinschaft der Provinz war die Zielgruppe der deutschsprachigen Presse aus dem Banat,



Am 18. April 1771 erschien mit den Temeswarer Nachrichten die erste Zeitung auf dem heutigen Territorium Rumäniens und die erste deutschsprachige Zeitung in Südosteuropa.

erschien, waren die *Temeswarer Nachrichten*. Diese erschien ab dem 18. April 1771 in der Buchdruckerei des Matthäus Joseph Heimerl in 13 Nummern. Außer den Auszügen aus den Wiener Zeitungen umfasste sie auch Nachrichten von regionaler Bedeutung. Den wichtigsten Beitrag der Zeitung zur Kenntnis der Lokalgeschichte stellt eine Abhandlung zur Geschichte des Banats dar, die für diese Epoche überraschend genau ist. Zu dieser

Zeit bestand die Leserschaft der Zeitungen aus wenigen Offizieren und Beamten der Banater Landesadministration, die auch Zugang zu den Zeitungen aus Wien hatten. Dies erklärt die kurze Erscheinungszeit der *Temeswarer Nachrichten* und der anderen Zeitungen, die zum Ende des 18. Jahrhunderts im Banat publiziert wurden und inzwischen nicht mehr auffindbar sind.

Die *Temeswarer Zeitung*, die von dem Wiener Buchdrucker Johann Thomas von Trattner herausgegeben wurde, war die erste – und für lange Zeit die einzige – Zeitung mit politischen Inhalt, die in Temeswar erschien. Den Titel dieser periodischen Publikation, die nur eine sehr kurze Zeit existierte, ist uns nur aus den Aufzeichnungen des Stadtrates bekannt. In der ersten Hälfte des Jahres 1787 erhielt Josef Eisenführer das Recht, eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung zu eröffnen und das Wochenblatt *Temeswarer Merkur* herauszugeben. Dieses hatte aber ein ähnliches Schicksal wie Trattners *Temeswarer Zeitung* oder das von Ludwig Jonas 1805 herausgegebene *Temeswarer Wochenblatt*. Eine sehr kurze Erscheinungsdauer hatte auch der *Tagsbericht*, der 1809 in Josef Klapkas Buchdruckerei erschien. Dieser sollte eine wichtige Rolle auf lokaler Ebene im Bereich der Publizistik, Kultur und Politik in der Vormärzzeit spielen. Am 14. Mai 1815 eröffnete Klapka zudem die erste Leihbibliothek im Banat.

In Klapkas Buchdruckerei erschienen 1828 insgesamt 78 Nummern der *Banater Zeitschrift für Landwirtschaft, Handel, Künste und Gewerbe*. Diese Zeitschrift umfasste vor allem Beiträge aus der Wirtschaft- und Handelswelt, die vorwiegend aus anderen Zeitschriften aus Mittel- und Westeuropa übernommen wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Artikel verfolgte man die Absicht, den Bauern und Unternehmern aus den verschiedenen Wirtschaftszweigen nützliche Ratschläge zur Verfügung zu stellen. Diese sollten ihnen erlauben, ihre Tätigkeit effizienter zu gestalten und ihre Ressourcen noch besser einzusetzen, um optimale Ergebnisse zu erzielen.

Fast zeitgleich erschienen in Temeswar die ersten Theaterzeitschriften aus Südosteuropa: *Notizen* (1828) und *Thalia* (1830–1831). Ab 1831 veröffentlichte der Buchdrucker Joseph Beichel das *Temesvarer Wochenblatt*, die

erste Zeitung aus dem Banat, die konstant über einen längeren Zeitraum erschien. Diese bis 1840 verfügbare Publikation stellte im Vergleich zu den *Notizen* oder *Thalia* einen Rückschritt dar. Diese Tatsache war auch Beichel klar, und deshalb unternahm er mehrere Versuche, sie in eine anspruchsvollere Zeitung zu verwandeln. Diese Versuche scheiterten, weil die Behörden seine Anträge ablehnten, bis er 1840 schließlich sein Vorhaben durchsetzen konnte.

Damit schuf er eine neue Zeitung gleichen Namens: das *Temesvarer Wochenblatt*. Allerdings wurde das neue Blatt nicht als ein Nachfolger der zuvor bestehenden Zeitung angesehen; vielmehr entsprach es allen Anforderungen der Zeit und hatte keine Konkurrenz auf regionaler Ebene. Es zeichnete das Bild einer Gesellschaft, die einen Modernisierungsprozess durchläuft und an Informationen aus verschiedenen Tätigkeitsbereichen interessiert ist. Das Wochenblatt sah sich als Unterstützer des Fortschritts in der Provinz; es stellte seinen Lesern die neuesten Ideen und Erfindungen der Zeit vor. Eines der wichtigsten Themen in der Vormärzzeit für das *Temesvarer Wochenblatt* war der Bau einer Eisenbahn nach Szegegin, die Temeswar mit Mittel- und Westeuropa verbinden sollte. Es nahm in dieser Zeit viel Raum in den Seiten der Publikation ein und ist auch ein gutes Beispiel im Sinne der oben angeführten Idee. Diese Bahnverbindung wurde als grundlegend für die wirtschaftliche Entwicklung und die Modernisierung der Provinz empfunden. In diesem Zusammenhang ist es nicht überraschend, dass zwischen den Journalisten aus Temeswar und Arad ein regelrechter Streit um die Vorreiterrolle bei der Auseinandersetzung mit dem Thema ausbrach, der zugleich Zeugnis eines bemerkenswerten lokalen Patriotismus war. Diese periodische Publikation, die eine wertvolle Quelle für die lokale Geschichte darstellt, behandelte verschiedene Themen wie z. B. Wirtschaft, Transportinfrastruktur, Stadtentwicklung, kirchliches Leben, Unterrichtssystem oder Vereinsleben.

1848 erschien das *Temesvarer Wochenblatt* noch parallel mit den Zeitungen *Tagesanzeiger* und *Der Südungar* (beide nur bis Oktober 1848), die auch in Temeswar herausgegeben wurden. So erschienen alle Banater Periodika bis zum Beginn der neoabsolutistischen Epoche ausschließlich in Temeswar und nur in deutscher Sprache. Das *Temesvarer Wochenblatt* wurde noch bis Juni 1849 herausgegeben, dann musste es infolge der Belagerung Temeswars durch die ungarische revolutionäre Armee eingestellt werden.

Nach dem Ende der Revolution von 1848/1849 wurde Temeswar während der neoabsolutistischen Periode (1849–1860) Hauptstadt eines neuen Kronlandes, das den offiziellen Namen „Woiwodschaft Serbien und Temescher Banat“ trug und Deutsch als offizielle Sprache hatte. Zu dieser Zeit und in den Jahren vor dem Ausgleich erlangte die Banater Presse eine bis dahin noch nicht gekannte Entwicklungsstufe.

Eine wesentliche Rolle unter den Presseerzeugnissen jener Zeit kam dem amtlichen *Landes-, Gesetz- und Regierungsblatt für die Serbische Woiwodschaft und das Temeser Banat* zu. Dabei handelte es sich um das offizielle Organ der Regierung der Woiwodschaft Serbien und des Temescher Banats, das in vier Sprachen und verschiedenen Ausgaben (deutsch, rumänisch, ungarisch und serbisch) herausgegeben wurde.



Noch bevor die oben genannten Publikationen erschienen sind, hatte Beichel kurz nach dem Ende der Belagerung Temeswars den Antrag gestellt, ein Wochenblatt mit dem Namen *Temesvarer Anzeiger* herauszugeben. Dieser Antrag wurde genehmigt, woraufhin diese Zeitung, die ausschließlich Anzeigen enthielt, bis März 1852 erschien und auch als Beilage zu anderen von Beichel herausgegebenen Zeitungen verteilt wurde. Mit der belletristischen Zeitschrift *Euphrosine* und den Zeitungen *Banater Courier* und *Banater Telegraph* versuchte Beichel zudem, die Tradition des *Temesvarer Wochenblatts* weiterzuführen. Alle drei Publikationen hatten jedoch nur eine kurze Erscheinungsdauer.

Der aus Arad stammende Buchdrucker und Journalist Josef Klapka (1786–1863) verlegte in Temeswar/Timișoara mehrere Zeitungen, darunter die *Banater Zeitschrift für Landwirtschaft, Handel, Künste und Gewerbe*.

1853 wurden in der Hazayschen Buchdruckerei noch zwei Zeitungen mit einer kurzen Erscheinungsdauer veröffentlicht, nämlich *Kundschaftsblatt* und *Unterhaltungsblätter*. Ähnlich kurzlebig war auch die Publikation *Grenzbote*, die 1861 erschien.

Die ehemalige Beichel'sche Buchdruckerei wurde im Jahr 1856 von den Buchdruckern Karl Gustav Förk und Ernst Steger, die 1866 auch die Hazaysche Buchdruckerei kauften, übernommen. Sie veröffentlichten im Zeitintervall 1862–1866 eine Zeitung ohne politische Prägung, die den Namen *Temesvarer Wochenblatt* trug und die Tradition des gleichnamigen Wochenblatts weiterführte, das zwischen 1840 und 1849 erschienen war. Das Wochenblatt beinhaltete Nachrichten ganz unterschiedlicher Art und sah sich durch die Auswahl seiner Themen ebenfalls als Förderer der wirtschaftlichen Entwicklung. Die ethnographischen Beschreibungen ähnelten denen aus anderen Publikationen, die oftmals als Quelle dienten.

In der neoabsolutistischen Zeit erschienen die ersten Zeitungen und Zeitschriften in der Banater Provinz. Die erste Nummer des Wochenblattes *Gross-Becskereker Wochenblatt* wurde am 4. Januar 1851 herausgegeben. Durch seinen Inhalt hat es insbesondere die Mittelklasse der kleineren Banater Städte angesprochen, und dies sicherte dieser Zeitung eine bemerkenswert lange Erscheinungsdauer. Ähnlich verhielt es sich mit anderen Zeitungen aus der Banater Provinz beziehungsweise mit dem *Lugoser Anzeiger* (erschien ab 1853 und dann ab 1858 in Lugosch) und dem *Werschetzer Gebirgsbote* (erschien ab 1857 in Werschetz), die noch während der neoabsolutistischen Periode ihren Anfang nahmen.



Die *Temesvarer Zeitung* wurde am 15. Januar 1852 von der Wiener Regierung als Amtsblatt des Kronlandes Woiwodschaft Serbien und Temescher Banat gegründet; nach dem Zusammenbruch des Neoabsolutismus verlor sie ihren amtlichen Charakter. Bis 1868 war sie die einzige Tageszeitung in Temeswar/Timișoara.

1.000 Kopien wurde die *Temesvarer Zeitung* in kurzer Zeit die beliebteste Zeitung aus dem Banat. Auf kurze Sicht hatte ihr Erscheinen einen negativen Einfluss auf die anderen Presseorgane aus dem Banat, was auch die kurze Erscheinungszeit anderer Zeitungen erklärt, die in der Zeit nach der Revolution von 1848/1849 erschienen. Auf mittlere und lange Sicht hat es jedoch die Qualitätsstandards gehoben und die spätere moderne Entwicklung der Presse aus dem Banat positiv beeinflusst.

Die *Temesvarer Zeitung* führte die Bemühungen des in der Vormärzzeit erschienenen *Temesvarer Wochenblatts* weiter und setzte sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln für die Beendigung des Baus der

Eisenbahnlinie Temeswar-Szegedin ein. Schließlich wurde diese Linie 1857 fertiggestellt und wurde kurz danach durch die Linie Temeswar-Baziaș ergänzt, die die Hauptstadt des Banats mit der Donau verband. Zur Unterstützung dieses Vorhabens und anderer Infrastrukturprojekte wurden auch die Expertisen der Handelskammer angeführt, die kurze Zeit nach der Revolution für die Unterstützung der wirtschaftlichen Entwicklung der Provinz gegründet worden war und für die Entwicklung Temeswars und des ganzen Kronlands eine wichtige Rolle spielte. Der Vorstellung der Tätigkeiten, Projekte und Jahresberichte der Handelskammer ebenso wie den Berichten der Sparkasse räumte die Tageszeitung einen großzügigen Platz ein.

Darüber hinaus trat die *Temesvarer Zeitung* für eine Aufwertung der Stadt im Sinne einer schönen, reinen und modernen Stadt ein. Aspekte, die diesem Wunschbild nicht entsprachen, wurden dem Lesepublikum bekannt gemacht, und es wurden Lösungen zur Behebung von Mängeln vorgeschlagen.

Außerdem wurden mitunter historische Beschreibungen von Feierlichkeiten oder der Einweihung bzw. Enthüllung eines Gebäudes oder eines Monuments veröffentlicht.

Die Situation des Unterrichtssystems in der Provinz mit seinen verschiedenen Problemen erfreute sich ebenfalls der verdienten Aufmerksamkeit der *Temesvarer Zeitung*.

Ihre Vorreiterrolle konnte die Tageszeitung bis zu ihrer Einstellung 1949 beibehalten. Im gesamten Zeitraum diente die *Temesvarer Zeitung* als eine sehr wesentliche Informationsquelle für ihre Leser und als ein Spiegel der Veränderungen, die das Banat in dieser Periode durchlief.

In der Zeitspanne zwischen der Veröffentlichung der ersten Zeitung aus dem Banat im Jahr 1771 und dem Ende des 19. Jahrhunderts erschienen allein in Temeswar 79 Zeitungen in deutscher Sprache. Die Anzahl der Buchdruckereien im Banat wuchs zugleich auf 51 an, verteilt auf 18 Standorte. Begonnen hatte diese Entwicklung mit Matthäus Josef Heimerl und der Herausgabe der ersten Zeitung; entscheidende Impulse wirkten dann nach der Revolution von 1848/1849, sodass 1867 alle nötigen Voraussetzungen für die spektakuläre Entfaltung der deutschsprachigen Presse im Banat in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts geschaffen waren.

Dr. Ciprian Glăvan ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Banater Museum, Temeswar/Timișoara. Zuletzt erschien seine Dissertation „Presa de limbă germană din Banat 1771–1867“ [Die deutschsprachige Presse des Banats 1771–1867], Cluj-Napoca 2015.

Was der NS-Propagandaminister Goebbels über Rumänien dachte

Gerhard Köpernik

Von 1923 bis 1945 führte der Chepropagandist des Nationalsozialismus Dr. Joseph Goebbels Tagebuch, und zwar so konsequent, dass die von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte editierte und vom Verlag De Gruyter Saur veröffentlichte Gesamtausgabe 29 Bände umfasst. Die Tagebucheinträge müssen wegen der subjektiven Sicht des Propagandaministers mit spitzen Fingern angefasst werden, ein Historiker hätte viel zu kommentieren. Sie werfen jedoch – nicht zuletzt wegen ihrer unverblühten Sprache – ein interessantes Schlaglicht auf bestimmte Episoden der Zeitgeschichte. Das gilt auch für das Thema „Rumänien“, das in den Aufzeichnungen nur einen geringen Raum einnimmt und erst ab 1933 überhaupt auftaucht.



Reichspropagandaminister Joseph Goebbels (1897–1945)

Quelle: Bundesarchiv, Bild 102-17049/Georg Pahl/CC-BY-SA 3.0

Goebbels kommentiert in seinen Tagebüchern das Tagesgeschehen. Aufschlussreich sind die Berichte über seine Gespräche mit Hitler und anderen Persönlichkeiten. Sehr detailliert sind nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs seine Ausführungen zur „Frontlage“, er schildert Tag für Tag mit Stichworten u. a. auch die Kämpfe der rumänischen Armee. Besondere Aufmerksamkeit widmet Goebbels den nach der deutschen Niederlage in Stalingrad Anfang 1943 einsetzenden Versuchen rumänischer Politiker – u. a. die des Außenministers und stellvertretenden Ministerpräsidenten, Mihai Antonescu –, Kontakte zu den Westalliierten aufzunehmen. Er hält mit seiner Meinung zu einzelnen Persönlichkeiten nicht hinter dem Berg: Mihai Antonescu z. B. bezeichnet er nach seinem ersten Treffen im November 1941 als „klugen und sehr sympathischen Mann“, ab 1943 ist er „ein unsicherer Kantonist“, „korruptionistisch und anglophil“, ein „ausgemachter Verräter“. Auch der deutsche Außenminister Ribbentrop bekommt schlechte Noten („kein Nazi“, „unwirtlicher Geselle“). Goebbels macht ihn und den Leiter der deutschen Gesandtschaft in Bukarest ab Januar 1941, SA-Obergruppenführer Manfred von Killinger („hat sich bei dem Wohlleben in Bukarest nicht nur zu einem Verräter, sondern direkt zu einem korruptionistischen Verbrecher entwickelt“), für alles verantwortlich, was in Rumänien schiefläuft. Gelegentlich geht Goebbels auf die „Judenpolitik“ Rumäniens ein: „Die Judenfrage ist das Kernproblem Rumäniens. Jeder 10. Mensch ein Jude. Das gibt noch eine Heidenarbeit.“ (November 1940) „Die

Judenfrage wird zum Teil lax, zum Teil aber auch sehr radikal zur Lösung gebracht. Es finden in großem Umfang, vor allem in Bessarabien, Erschießungen von Juden statt. Die Juden betätigen sich hier als Landesverräter und fallen der kämpfenden Front in den Rücken.“ (September 1941) „Im Übrigen herrscht in Rumänien eine weitgehende Korruption, vor allem in der Judenfrage.“ (Juli 1942)

Anhand von vier Themen sollen Goebbels Kommentare näher illustriert werden:

Goebbels begrüßt die Judengesetze der Regierung Goga

Ende 1937 ernannte König Carol II. den gefeierten Schriftsteller, Antisemiten und Führer der National-Christlichen Partei (*Partidul Național Creștin*, PNC), Octavian Goga, zum Ministerpräsidenten. In den wenigen Wochen seiner Regierungszeit (bis 10. Februar 1938) gelang es Goga, die rumänischen Juden weitgehend aus dem Wirtschafts- und Kulturleben und aus dem Staatsdienst auszugrenzen sowie vielen Juden die Staatsbürgerschaft zu entziehen. Goebbels hatte schon 1933 bei einem Besuch Gogas erkannt, dieser sei „sehr klug und ganz in unserem Geiste“. Als er von den ersten Maßnahmen des neuen Ministerpräsidenten erfuhr, jubelte er: „Er verbietet Zeitungen und erlässt sehr scharfe Gesetze gegen die Juden. Hoffentlich hält das so an ...“ „Goga geht in Bukarest konsequent vor. Die Juden haben nichts zu lachen. Bravo! ...“ „Goga handelt. Erlässt scharfe Rassengesetze. Juden dürfen keine rumänischen Dienstmädchen unter 40 Jahren haben. Die Juden wollen an allen Grenzen emigrieren. Aber niemand will sie hereinlassen. Wohin mit dem Dreck?“

Goebbels schießt scharf gegen König Carol II.

Wann immer Goebbels sich zu König Carol II. äußerte, sprachen Hass und Abscheu aus seinen Worten. Er wurde nicht müde, ihn in unflätiger Weise zu beschimpfen. Als der Führer der Eisernen Garde, Codreanu, verhaftet wurde, schrieb er: „Der Führer spricht sich schärfstens gegen den rumänischen König aus, der im Falle Codreanu einen beispiellosen Verrat geübt hat. Ein Charakterekel!“ Codreanu und seine inhaftierten Kameraden wurden im

November 1938 von Polizisten ermordet, Goebbels berichtete über die Reaktion Hitlers: „Der Führer schäumt vor Wut. Er grämt sich nun direkt, dass er König Carol überhaupt empfangen hat. Dieses Dreckstück wird ja auch seiner späteren Strafe nicht entgehen.“ Für die sogenannte „Königsdiktatur“ hatte Goebbels kein Verständnis: „In Rumänien Parteienverbot. Dieser lächerliche König spielt Führer. Ein fürstlicher Hanswurst!“ Im Juli 1940 dagegen staunte Goebbels: „Der König von Rumänien hat den Führer um Anlage militärischer Stützpunkte in Rumänien gebeten. Welch eine Welt!“, was ihn aber nicht davon abhielt, einige Tage danach festzustellen: „Bericht aus Bukarest: Dort herrschen die tollsten politischen Zustände. Der König ist ein ausgemachtes Schwein. Er tut alles aus Opportunismus. Schon auf die Flucht vorbereitet. Der verdient es, an den Galgen gehängt zu werden. Sowas sitzt auf einem Thron und behauptet, von Gottes Gnaden zu sein“. Im August 1940: „... Für die Könige hat der Führer nur Verachtung. ... Am schlimmsten aber ist Carol von Rumänien: ein Schwein!“ Kein Wunder, dass Goebbels sich



König Carol II. im Jahr 1938

Zug noch – leider vergebens – beschossen. Ein königlicher Ausreißer!“

Im Streit um Siebenbürgen hat Goebbels keine Sympathien für Ungarn

Die Eintragungen zu König Carol zeigen: Immer wenn Goebbels den Eindruck hatte, Hitler denke wie er, greift er zu besonders drastischen Formulierungen. Das zeigt sich auch im Fall „Ungarn“. Im Dezember 1936 drohte Ungarn, seine Bündnispolitik zu ändern. Goebbels notierte ins Tagebuch: „Der Führer nimmt ganz scharf gegen Ungarn Stellung. ... Mit Rumänien und vor allem mit Jugoslawien könnten wir Frieden haben, wenn die terroristischen Madjaren nicht so exorbitante Forderungen stellten. Die sind vollkommen größenwahnsinnig. Und behandeln die deutschen Minderheiten am allerschlechtesten.“ Laut Goebbels sagte Hitler dem

ungarischen Innenminister seine Meinung, „vor allem in der Minderheitenfrage und bzgl. der ganz blödsinnigen ungarischen Restaurationspolitik und Revisionskindereien“. Aus einem Gespräch mit Hitler im August 1938 notierte Goebbels: „Der Führer hat ein sehr scharfes Urteil über Ungarn. Nur Schweinezüchter. Was da was taugt, hat deutsches Blut.“ Der Streit über Siebenbürgen wurde im Juli 1940 schärfer. Auch hierzu findet sich ein Kommentar: „Die Ungarn haben beim Führer unverschämte Forderungen vorgebracht. Der Führer hat ihnen angeraten, dafür zu kämpfen. Da sind sie dann zurückgezuckt. Er hat eine tiefe Verachtung für diese Madjaren.“ Die Verhandlungen zwischen Ungarn und Rumänien im August 1940 scheiterten: „Rumänien hat Ungarns exorbitante Forderungen abgelehnt. ... Und die Deutschen wollen trotz aller Verlockungen lieber bei Rumänien als bei Ungarn sein. Ein vernichtendes Zeugnis für Budapest.“

Nach dem 2. Wiener Schiedsspruch am 30. August 1940, mit dem das Deutsche Reich und Italien Rumänien zwingen, Nordsiebenbürgen Ungarn zu überlassen, erläuterte Goebbels Hitlers Beweggründe: „Wegen der Ölfrage will er auch Ruhe auf dem Balkan. Er hat deshalb in Wien sehr drücken lassen. ... Rumänien und Ungarn sind unzufrieden mit uns. Aber das ist ja das Schicksal des Schiedsrichters.“ Bei der Besetzung Nordsiebenbürgens kam es zu Gewalttaten. Goebbels: „Die Ungarn toben sich in den abgetretenen Gebieten gegen die Rumänen aus. Ein Schweinepack!“

Auch nachdem Ungarn Bündnispartner des Deutschen Reichs geworden war, blieb Goebbels bei seiner Kritik an Ungarn: „Zwischen Ungarn und Rumänien ist eine sehr harte und beleidigende Pressefehde über die Kriegführung entstanden. ... Die Ungarn benehmen sich frech, provokativ und aufsässig. Sie sind bisher immer noch die Nutznießer unserer militärischen Leistungen gewesen; selbst haben sie so gut wie nichts vollbracht. Sie sind hinter unseren Truppen her marschiert und haben die Gebiete, die ihnen gefielen, besetzt, weiter nichts.“ Ein Jahr nach dem Wiener Schiedsspruch hatten sich die Auseinandersetzungen wegen Nordsiebenbürgen nicht beruhigt: „... Volkstumsstreitigkeiten zwischen Ungarn und Rumänien, in der Budapest verzweifelt versucht, für seinen Standpunkt Anhänger zu werben. Das ist sehr schlecht möglich; denn die Ungarn sind bekannt dafür, dass sie eine rigorose und brutale Volkstumspolitik betreiben. Wir selbst sind ja mit unseren Volksdeutschen Leidtragende dieser Politik.“ Nach einem Gespräch mit dem rumänischen Vizeministerpräsidenten Mihai Antonescu Ende November 1941 schrieb er: „... Die Ungarn sind so ungefähr die unbeliebteste Nation auf dem Balkan. Sie treiben ja auch eine Minderheitenpolitik, die zum Himmel schreit.“ Nach dem Fiasko in Stalingrad suchten die Deutschen die Schuld bei den Bundesgenossen, auch bei den Ungarn: „Die Ungarn sind auch in ihrer Zuverlässigkeit keinen Schuss Pulver wert. Sie denken nur an ihre kommende Auseinandersetzung mit Rumänien und wollen dafür ihre Kräfte sparen.“ Hitler dachte

ähnlich: „Ich erzähle dem Führer von meinen Nachrichten aus Budapest, dass die Ungarn lieber heute als morgen aus unserer Koalition ausspringen würden, wenn sie nicht befürchteten, dass wir ihr Land besetzten. Der Führer ist auch vollkommen dieser Meinung. Er traut den Ungarn nicht über den Weg. Sie möchten natürlich lieber an der Theiß als an der Wolga kämpfen. ... Die Ungarn sind eben, wie der Führer betont, mehr ritterlich als tapfer; d. h. was sie so unter Ritterlichkeit verstehen.“

Goebbels ist ein Freund der Eisernen Garde

Als König Carol II. im Februar 1938 Goga entließ, setzte Goebbels im rumänischen Wahlkampf seine Hoffnung auf die die Eisernen Garde (auch Legion genannt), die er kurz davor noch als „Radikalinskis“ bezeichnet hatte. Er wurde aber enttäuscht, weil ihr Führer, Corneliu Codreanu, sich aus dem Wahlkampf zurückzog: „Codreanu löst die Eisernen Garde auf. Warum nur? Jetzt ist doch die entscheidende Stunde.“ Die Ermordung Codreanus und seiner Kameraden durch Polizeikräfte am 30. November 1938 führte zu heftigen Reaktionen: „Der Fall Codreanu beschäftigt nun die ganze Weltöffentlichkeit. ... Das ist ein feiger Meuchelmord an Patrioten. ... Mittags beim Führer. Ist ganz erbost über den Mord an Codreanu.



„Căpitan“ Corneliu Zelea Codreanu (1899-1938)

Ich bekomme die Erlaubnis, die Presse jetzt endlich loszulassen. Das geschieht nun auch in ausgiebigstem Maße.“ Im November 1940 besuchte Antonescu zusammen mit einigen Legionären Hitler. Goebbels war auch zum Mittagessen eingeladen: „Antonescu macht einen sehr guten männlichen Eindruck. Man kann ihm schon einiges zutrauen. Seine Legionäre sind noch etwas unausgegoren, aber sie glühen alle und haben Idealismus. Das ist schon viel wert. Einer redet zum Führer, voll tiefer Bewunderung. Sie sind in Ehrfurcht gebannt vor ihrem ermordeten capitano. ... Horia Sima ist nicht dabei, aber man schildert ihn mir als jung und tatkräftig. Und gänzlich integer, was ja für Rumänien schon viel bedeutet.“ Ein Massaker an 64 verhafteten Spitzenleuten des Carol-Regimes durch Legionäre ließ Goebbels kalt: „In Rumänien hat die Eisernen Garde 64 von den alten Korruptionisten erschossen. Da kann man nur Bravo sagen.“ Am 20. Januar 1941 kam es zu Demonstrationen der Eisernen Garde gegen Antonescu, die zu heftigen Kämpfen zwischen den Legionären und der Armee führten. Hitler gab Antonescu grünes Licht für die Niederschlagung des Aufstandes. Nach zwei Tagen gaben die Legionäre auf; ihre Führer flohen nach Deutschland, wo sie politisches Asyl erhielten. Goebbels war mit dem Verlauf der Dinge nicht einverstanden: „Schwerer Kampf in Rumänien zwischen Antonescu und Legion um die politische Macht. Antonescu ist sehr in die Enge getrieben. Er lässt auf die Garde schießen. Das Dummste,

was er tun kann. Es ist falsch, dass wir uns so eindeutig auf die Seite Antonescus stellen. Die Garde ist das Volk, und gegen das Volk kann man nicht regieren. ... Wir dürfen jetzt die Garde nicht in die Feindschaft zum Reich hineintreiben. Ich gebe der Presse entsprechende Anweisung.“ „... Die Legionäre rebellieren weiter und Antonescu lässt schießen. Der Führer steht auf seiner Seite. Er will einen Vertrag mit einem Staat, nicht mit einer Weltanschauung.“ „Beim Führer. Er steht zu Antonescu, weil er ihn militärisch nötig hat. Ein Gesichtspunkt. Aber man hätte die Legion nicht auszuschalten brauchen.“ Goebbels wagte sogar, Hitler zu widersprechen: „Im Augenblick allerdings haben wir ein Interesse daran, in Rumänien Ruhe zu haben. Deshalb müssen wir dort einen Partner besitzen, mit dem man zuverlässig arbeiten kann. Ich halte dagegen, daß man das mit der Legion besser gekonnt hätte als mit Antonescu, aber der Führer erwidert, die Legion sei zu mystisch und zu wenig realistisch. ... Uns interessiert das rumänische Öl mehr als die rumänische Staatsform.“

Am 16. Dezember 1942 floh Horia Sima, der mit seinen Kommandanten nach Niederschlagung des Putsches in Berkenbrück interniert war, nach Italien, wurde aber von der italienischen Polizei der Gestapo übergeben. Goebbels berichtete: „Der Fall Horia Sima hat außerordentliche Wellen geworfen. Wir hatten ihn etwas zu leicht bewachen lassen, und infolgedessen konnte er nach Italien entweichen. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung das in den regierenden rumänischen Kreisen verursacht hat. ... Der Führer war außerordentlich ungehalten über die Flucht Horia Simas und hatte sich bereits entschlossen, ihn zum Tode verurteilen und das Urteil auch vollstrecken zu lassen. Er hat dann doch davon abgesehen, ein solches Exempel zu statuieren; aber Horia Sima muss sich darüber klar sein, dass jetzt von einer Freizügigkeit seiner Person gegenüber keine Rede mehr sein kann.“

Am 24. August 1944 wurde Marschall Antonescu gestürzt. Hitler erklärte das Desaster damit, dass Antonescu seinen Ratschlägen nicht gefolgt sei: „Der Führer hat, wie er mir gegenüber betont, Antonescu immer angeraten, sich mit der Eisernen Garde zu versöhnen und sie zur Trägerin des politischen Aufbaulebens in Rumänien zu machen.“ Goebbels war auch dieser Meinung: „Die Deutschenfreunde in Rumänien waren in der Eisernen Garde zu suchen. Diese aber ist mit Unterstützung der deutschen Außenpolitik ausgerottet worden, und als es dann zum Klappen kam mit dem Verrat, waren Männer des öffentlichen Lebens, die unsere Partei ergreifen konnten, kaum noch vorhanden.“

Der letzte Tagebucheintrag zu Rumänien erfolgte am 30. März 1945.

Dr. Gerhard Köpernik, Jurist, ist der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft. Zuletzt erschien von ihm „Faschisten im KZ. Rumäniens Eisernen Garde und das Dritte Reich“ (Berlin 2014).

Vorbereitungen zur Heiligsprechung eines orthodoxen Mönchs

Religiöse Hysterie, Wunder- und Aberglaube in Rumänien

William Totok

Die rumänisch-orthodoxe Kirche hat mit den Vorbereitungen zur Heiligsprechung des 1989 verstorbenen Mönchs Arsenie Boca begonnen. Dem seit Jahren in überschwänglichen Zeitungsbeiträgen als „Heiliger der Gefängnisse“ oder „Heiliger Siebenbürgens“ beschriebenen Arsenie Boca werden wundersame Fähigkeiten nachgesagt, die nun von einer kirchlichen Kommission untersucht werden sollen. Die Berichte über die Heilung todkranker Menschen, die an das Grab des im kleinen siebenbürgischen Ort Prislup beerdigten Mönchs pilgerten, zogen in den letzten Jahren Hunderttausende Gläubige an. Das zur inoffiziellen Pilgerstätte umfunktionierte Grab des zum Wundermönch verklärten Boca erweist sich außerdem als eine unerschöpfliche Geldquelle für die Kirche, für die Verfasser von volkstümlichen Boca-Hagiografien und clevere Geschäftsleute. Rumänische Medien beziffern den Jahresumsatz, den der Boca-Kult einbringt, auf 15 Millionen Euro.



Arsenie Boca (geb. 29.09.1910 in Vața de Sus, Siebenbürgen, gest. 28.11.1989 in Sinaia, Walachei) war ein rumänisch-orthodoxer Mönch und Theologe.

Dem verstorbenen Mönch werden immer wieder neue Wunder zugeschrieben, die den Pilgerstrom vergrößern und natürlich die Kassen füllen. Einige als seriös eingestufte rumänische Tageszeitungen erwiesen sich in den letzten Jahren als wahre Resonanzkästen einer geschickt inszenierten Manipulation, die darauf hinauslief, Boca als einen Menschen mit übernatürlich ausgestatteten Kräften und makelloses Opfer des Kommunismus darzustellen. In Beiträgen, die der Massenhysterie der Pilgerströme neuen Auftrieb verleihen, wird allen Ernstes über ein tränendes Bildnis des Mönchs berichtet. Die nach Balsam riechenden Tränen des Mönchs werden als göttliche Zeichen gedeutet und als Hinweis auf die Notwendigkeit, Arsenie Boca in die Galerie der Heiligen der orthodoxen Kirche aufzunehmen. Während seiner Beerdigung, heißt es, habe Boca seine Augen geöffnet, und am Himmel sei ein aus Sternen gebildetes Kreuz erschienen. Während seiner Haft in kommunistischer Zeit war er

für seine Häscher zeitweilig unsichtbar und konnte für kurze Zeit sogar aus seiner Zelle verschwinden.

Die von fundamentalistischen und nationalistischen Kreisen mit immer neuen Details ausgeschmückte Biografie des 1910 geborenen Mönchs gilt als propagandistischer Vorstoß für die Rehabilitierung einer ganzen Reihe von politisch umstrittenen orthodoxen Klerikern, die während des Kommunismus inhaftiert waren und heute undifferenziert als „Heilige der Gefängnisse“ verehrt werden. In einem von dem der katholischen Diözese Rottenberg unterstellten „St. Gerhards Werk“ gesponserter „Martyrologium des 20. Jahrhunderts“, das 2007 in Bukarest veröffentlicht wurde, befinden sich auffallend viele Rechtsextremisten. Die politische Tätigkeit dieser Personen innerhalb der rumänischen Faschistenorganisation, die sich „Legion des Erzengels Michael“ (*Legiunea Arhanghelului Mihail*) nannte, wird heruntergespielt, verschwiegen oder verharmlost. Dies in der Absicht, allesamt zu lupenreinen christlichen Märtyrern und Opfer des Kommunismus hochzustilisieren. Als Haftgründe werden somit deren christliche Überzeugungen angeführt und nicht ihr ideologisches Engagement für eine antisemitische, terroristische und totalitäre Bewegung.

Arsenie Boca, der zukünftige Heilige, war kein aktives Mitglied der Faschistenorganisation. Er gehörte aber zu den Unterstützern der bewaffneten antikommunistischen Freischärlerverbände, die zum Großteil aus Legionären zusammengesetzt waren und deren Ziel darin bestand, einen ihren Vorstellungen entsprechenden Systemwechsel gewaltsam herbeizuführen. Schenkt man den in Hagiografien verbreiteten Darstellungen Arsenie Bocas Glauben, dann soll er sich wiederholt anerkennend über den Gründer der faschistischen Legion geäußert haben. Bekanntlich versteckte Boca einige Freischärler in seinem Kloster, um sie vor dem Zugriff der kommunistischen Behörden zu bewahren. Dies war 1948 einer der Gründe für seine Festnahme und die darauffolgende kurze Untersuchungshaft. Unter dem Vorwand, ein Legionärssympathisant zu sein, wurde Boca in den nachfolgenden Jahren wiederholt schikaniert und vorübergehend inhaftiert.

Über 55 % der Gläubigen haben sich nun für eine Kanonisierung ausgesprochen. Ob die Kirche sich dieser Meinung anschließt, wird sich in nächster Zeit herausstellen.

William Totok, geboren 1951 im rumänischen Banat, lebt seit 1987 als Publizist und Schriftsteller in Berlin.

Die Stadt Suczawa in der Bukowina – wie sie war, wie sie ist.

Jenseits der Nostalgie

Ioana Rostof

Über Suczawa/Suceava zu sprechen, fällt einem umso schwerer, je besser man diese Stadt kennt, die im Süden der Bukowina liegt und von ungefähr 100.000 Menschen bewohnt, doch von kaum jemanden wirklich geliebt wird.

Suczawa ist eine der ehemaligen Hauptstädten des mittelalterlichen Fürstentums Moldau, die sich auch während der Regierungszeit Stefans des Großen (*Ștefan cel Mare*) von 1457 bis 1504 keinen Namen machen konnte. Und sowohl vor als auch nach dem Ersten Weltkrieg pflegten die Bukowiner zu sagen: „Ach was, Suczawa ist doch keine Stadt! Aber Czernowitz, das ist wohl eine!“ Und sie hatten damit nicht ganz Unrecht. Nachdem Czernowitz 1875 die Franz-Josephs-Universität bekommen hatte, bekam Suczawa zehn Jahre später den von dem Wiener Architekten Ferdinand Fellner entworfenen sogenannten „Justizpalast“, der lange Zeit auch als Gefängnis diente.

Während die Bukowiner also nach Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) strebten, strebten die Moldauer nach Jassy/Iași; nach Suczawa kamen zwischen 1960 und 1990 bloß die Bauernsöhne und -töchter aus den benachbarten Dörfern, um in den vielen großen Industriebetrieben zu arbeiten, in den neuen Plattenbauten zu wohnen und ihre vielen Kinder in der Betonwüste großzuziehen.

Weil nach 1990 alle Fabriken und Werke der Stadt geschlossen und niedergerissen wurden, ist nun das damalige industrielle Proletariat in alle Winde zerstreut: Die Eltern sind wieder zu Bauern geworden, während die meisten von ihren inzwischen erwachsenen Kindern ihren Lebensunterhalt in Spanien oder in Italien verdienen, alljährlich im August mit gemieteten Luxuswagen nach Hause kommen und ihr Geld großzügig in den riesigen Einkaufszentren ausgeben, die auf den ehemaligen Fabrikgeländen gebaut worden sind.

Unzählige Einkaufsmöglichkeiten gibt es in der Stadt, doch keine Betriebe mehr, unzählige Lokale, doch kein Kino, unzählige Schulen, doch kein Theater, eine staatliche Universität, doch kein Opernhaus, eine kleine Gemäldegalerie, doch keine Philharmonie, einige Parks, doch beinahe keine Bäume, mehrere Zeitungen und Fernsehanstalten, doch keine Journalisten, die wagen, die Anordnungen der Stadtväter infrage zu stellen.

Auf diese Weise lässt sich über Suczawa sprechen und erzählen, wie die verhassten Kommunisten an die Macht kamen und eine neue, moderne, hochindustrialisierte Stadt schaffen wollten, und zwar auf Kosten der Altstadt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen wurden alle historischen Bauten abgerissen: Wo einst die großen Villen und kleinen Paläste der rumänischen und deutschen

Großgrundbesitzer, die Praxen, Läden und Werkstätten der Juden oder die Gasthäuser der Armenier standen, wurden in aller Eile Betonburgen gebaut, die seinerzeit modern und komfortabel schienen, doch heutzutage bloß hässlich, unpraktisch und ungepflegt wirken – und es auch sind.



Die von Plattenbauten übersäte „Altstadt“ von Suczawa/Suceava, dem Zentrum der rumänischen Südbukowina.

Foto: Ioana Rostof

Kurz gesagt: Die Suczawaer Altstadt ist nicht durch ein verheerendes Bombardement, Erdbeben oder Feuer zerstört worden, sondern von einer Generation, die eines Tages zu dem Schluss kam, dass es ihre historische Mission sei, jegliche Spur der Vergangenheit auszulöschen.

Es war dies nicht unbedingt eine besonders glückliche, aber auch keine allzu beklagenswerte Vergangenheit, eine multikulturelle, multikonfessionelle, multiethnische, multilinguale Vergangenheit, welche viele Europäer heute als interessant, vielleicht sogar faszinierend betrachten, eine Vergangenheit, deren Spuren die damaligen Rumänen bewusst, systematisch, stillschweigend, rasch verwischten; eine Vergangenheit, die sie so leicht zu vergessen vermochten, dass die kollektive Amnesie auf ihre Kinder, Enkel und Urenkel übertragen wurde.

Für die wenigen Leute aber, welche die Taten ihrer Eltern und Großeltern verspätet und vergeblich bedauern, ist jeder Spaziergang durch die Stadt umso schmerzlicher, weil sie wissen, dass es überall in Rumänien und sogar in der Bukowina schönere, freundlichere Städte gibt, mit gut erhaltenen alten Gebäuden, mit Parks und Seen, mit schattigen Fußgängerzonen und breiten Straßen, mit Gehsteigen,

auf denen keine Autos geparkt werden, mit Spielplätzen, die nicht bebaut worden sind, mit Flüssen, an deren Ufern man spazieren gehen kann.

Trotz der Industrialisierung ist die Stadt relativ klein geblieben; wenn sie nicht beiderseits eines Flusses liegen würde, wäre sie noch viel kleiner. Aufgrund der regelmäßigen Überschwemmungen wurde es vermieden, dort zu bauen. Obwohl es nun nicht mehr so stark regnet wie früher und der Fluss endlich reguliert werden könnte, scheint es günstiger, in seiner Nähe Ödland und die Müllkippe der Stadt als eine Promenade oder eine Parkanlage zu haben. Die Stadtbewohner haben es längst aufgegeben, den Fluss anders als flüchtig, gefühllos, beinahe mit Abscheu anzublicken.



Die Ruinen des Fürstenhofes Suczawa/Curtea Domnească din Suceava (errichtet im 14., aufgegeben im 17. Jahrhundert)

Foto: Cezar Suceveanu, wikipedia.org / CC BY 3.0

Bis vor ein paar Jahren konnte man noch durch die Wälder spazieren, welche die Hügel um die Stadt bedeckten. Nun schwinden sie zusehends, was einerseits den Holzverarbeitungsfabriken zu verdanken ist, die in der Gegend gegründet wurden, und andererseits einem Entschluss des Stadtrates, laut dem man das Fernheizwerk der Stadt nicht mehr mit Kohle, sondern mit Holz („Biomasse“ genannt) zu versorgen hat.

Andererseits war Suczawa, wie bereits gesagt, nie eine Stadt, die man hätte bewundern können, sondern ihre Söhne haben immer das zerstört, was ihre Vorfahren errichtet hatten. Solch eine bis zu einem gewissen Grade normale, progressive Tendenz zeichnete sich schon im Mittelalter ab: Um eine Zeit gab es zwei Burgen in der Nähe und einen Fürstenhof im Zentrum der Stadt. Alle drei liegen seit Jahrhunderten in Trümmern, weil sie kurz nach dem Umzug des Fürstenhauses nach Jassy, in die neue Hauptstadt, von den Moldauern selbst (d. h. nicht etwa von deren Erzfeinden, den Türken, Tataren, Polen oder Ungarn) in Brand gesetzt und niedergerissen wurden, sodass sich die k.u.k. Verwaltung der Bukowina Anfang des 19. Jahrhunderts veranlasst sah, sie als „Antiquitäten“ zu bezeichnen.

Solch einem Zerstörungswahn sind zahllose Bauten in Suczawa, in der Bukowina und in ganz Rumänien zum Opfer gefallen. Fast alles, was bis 1900 diesseits der Karpaten gebaut worden war, angefangen mit den römischen Hafenstädten an der Schwarzmeerküste, ist entweder in Trümmer gesunken oder seit langem buchstäblich zu Staub geworden. Anders als die Siebenbürger Sachsen oder die Banater Schwaben haben die Moldauer, die Walachen und später die Rumänen meistens nur für den Moment gebaut, denn es bestand stets die Gefahr, dass die Türken oder die Tataren kommen und die aus Holz und Lehm zusammengebastelten Hütten anzünden würden; dass Stein- oder Ziegelhäuser feuerfest gewesen wären, kam den Rumänen anscheinend nie in den Sinn. Auch wurde die Bautechnik von einer Generation zur nächsten nicht besser, sodass die Mitte der 40er Jahre des 20. Jahrhunderts an die Macht gekommenen Suczawaer Kommunisten mit einer Stadt konfrontiert wurden, deren Häuser nach den beiden Weltkriegen, der Wirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit und dem Holocaust schon von selbst zu zerfallen drohten. Die Altstadt zu sanieren hatte man weder Zeit, noch Lust; zunächst galt es, Fabriken und Wohnhäuser zu errichten, um eine neue, allen gerechte Gesellschaftsordnung zu schaffen.

Während es den kommunistischen Stadtplanern gelang, die Altstadt völlig, doch die Vororte nur teilweise zu „modernisieren“, ist den Architekten des 21. Jahrhunderts nichts anderes geblieben, als den übrigen bis 1990 größtenteils intakt gebliebenen Stadtvierteln ein neues Gesicht zu geben. Die alten Häuser verschwinden nach und nach, werden von kleinen Blocks oder großen Villen ersetzt, denn die heutigen *Nouveaux Riches* bauen groß, wohnen in riesigen Wohnungen und haben keinen Respekt vor der Geschichte. Die jüdischen Reihenhäuser gibt es seit langem nicht mehr; von den Häusern der Deutschen und der Armenier gibt es noch welche, sie sind aber kaum noch als solche zu erkennen. Bloß ein paar jüdische Häuser im Stadtteil Burdujeni und ein paar deutsche Häuser im weiter entfernten Itzkany/Ițcani werden wahrscheinlich bestehen bleiben, denn sie sind von einer bunten, vielköpfigen Roma-Gemeinschaft bewohnt, und die lässt man am liebsten in Ruhe. Aber auch solche aus Ziegeln gebauten Häuser können nicht bis in alle Ewigkeit stehen bleiben, insbesondere wenn sie überhaupt nicht gepflegt werden.

Und so wird, Jahrzehnte nach dem Fall des Kommunismus, der Traum der Kommunisten endlich in Erfüllung gehen, und Suczawa wird eine durchaus moderne Stadt sein, in der man die Gelegenheit haben wird, nichts als Gebäude aus dem industriellen und postindustriellen Zeitalter zu bewundern. Oder auch nicht: Die einzigen Bauten, die weder von den Kommunisten noch von den alten oder den neuen Kapitalisten angerührt wurden, sind die kleinen, alten, dunklen Kirchen, die gesehen haben, wie die Stadt um sie herum verschwand und wuchs und sich in etwas anderes, Neues, Unkenntliches

verwandelte. Drei von ihnen hatten auch, wie die viel berühmteren Klosterkirchen in Voroneţ, Moldoviţa oder Suceviţa, Wandmalereien auf den Außenmauern; es ist aber Gottes unerforschlicher Wille gewesen, dass von diesen Fresken kaum noch Spuren übrig geblieben sind, sodass man sie zu den zum UNESCO-Weltkulturerbe gehörenden sogenannten „Moldauklöstern“ in der Südbukowina kaum zählen dürfte.

Weil der Suczawaer Flughafen seit Jahren modernisiert wird und demzufolge nicht in Betrieb ist, die Straßen der Stadt wie überall in der Südbukowina wie zerbombt sind und jeder zwischen Bukarest und Suczawa verkehrende Zug mehr als sieben Stunden benötigt, um die „lange“ Strecke von 447 km zu bewältigen, wird die ehemalige Hauptstadt der Moldau nur von wenigen Ausländern (und Rumänen) besichtigt. Die Touristen, die sich nicht in die Stadt wagen, verpassen nicht besonders viel, denn von Plattenbauten, Ruinen und Kirchen ist ganz Rumänien, wie auch ganz Südosteuropa, ziemlich voll.

Was tun aber derweilen die Leute, die es sich aus verschiedenen Gründen nicht leisten können, die Stadt zu verlassen und möglichst weit weg zu ziehen? Um ihre natürliche Sehnsucht nach einer besseren Welt zu stillen, tun auch sie das, was jeder Rumäne tut, der sein Vaterland zu lieben glaubt: Sie träumen von früher – von König Ferdinand I., der nach dem Ersten Weltkrieg Siebenbürgen, Bessarabien, das Banat und die Bukowina mit dem rumänischen Königreich vereinigte, von Alexandru Ioan Cuza, der 1859 die Fürstentümer Walachei und Moldau vereinigte, von Michael dem Tapferen (*Mihai Viteazul*), der 1600 als erster gleichzeitig in der Walachei, in Siebenbürgen und in der Moldau herrschte, von Burebista, dem ersten König der Daker, der 82 v. Chr.



Die orthodoxe Hl. Demetrius-Kirche wurde 1534/35 gebaut; sie befindet sich im Zentrum von Suczawa/Suceava.
Foto: Cezar Suceveanu, wikipedia.org / CC BY 3.0

die getodakischen Stämme vereinigte – und mokieren sich dabei über die Amerikaner und die Australier, „diese Völker ohne Geschichte, die sich uns gegenüber minderwertig fühlen sollten, da wir Rumänen doch eine zweitausendjährige Geschichte hinter uns haben“.



Die Ruinen der Synagoge von Itzkany/Iţcani, einem Vorort von Suczawa/Suceava, im Jahre 2008. Ein Jahr später wurden die Reste der Synagoge vollständig abgetragen, sodass das Gebäude nun völlig verschwunden ist.

Foto: Cezar Suceveanu, wikipedia.org / CC BY 3.0

Was aber kein Rumäne eingestehen möchte, ist, dass diese (in großen Zügen auch bekannte) Geschichte allmählich unsichtbar wird: Genauso, wie eine Zugfahrt aus dem Norden in den Süden Rumäniens, etwa von Suczawa nach Bukarest, nicht zu zeigen vermag, dass dieser Teil Europas schon vor unserer Zeitrechnung bevölkert war, würde ein Spaziergang durch Suczawa nie darauf hindeuten, dass an diesem Ort eine mittelalterliche Metropole floriert hatte, in der Fürsten und sonstige Adelige lebten.

In der Tat: Wenn es nicht die kleinen Kirchen gäbe, könnte man gar nicht erraten, dass Suczawa schon lange vor 1900 existiert hatte. Denn Suczawa war und ist eine kleine staubige Stadt, mit engen, labyrinthisch verschlungenen Straßen und hässlichen, unpersönlichen Betonklötzen, eine Stadt, die nie gewusst hat, etwas mit sich anzufangen. Es ist zu hoffen, dass es nicht für immer und ewig so bleiben wird.

Doch besuchen Sie die wunderschöne Bukowina, dieses herrliche Land der Buchen, und auch Suczawa, um diese Stadt selbst zu erleben. Nur Mut!

Dr. Ioana Rostoş lehrt Deutsch als Fremdsprache an der Stefan der Große-Universität Suczawa/Suceava, und sie ist als Schriftstellerin, Übersetzerin sowie Publizistin tätig. Zuletzt erschien ihr Roman „neOFICIAL“ (Iaşi 2015).

Wie stereotype Berichterstattung das Leben beeinträchtigen kann

Rumänische Lebenswege in Paris

Christian Discher

In der deutschen Romanistik wurde die Auseinandersetzung mit dem rumänisch-französischen Sprach- und Kulturkontakt stark vernachlässigt. Aus diesem Grund entschied sich der Autor, eine wissenschaftliche Arbeit über dieses Thema zu schreiben. In der rumänischen Gemeinschaft in Paris und Umgebung hat er Interviews mit Menschen aus unterschiedlichen Generationen durchgeführt, um mehr über ihre Lebenssituation und Sprachkompetenz zu erfahren. Der vorliegende Beitrag fasst Teilerkenntnisse aus seiner Dissertation zusammen, welche sich auf die stereotype Berichterstattung beziehen. Die Interviewten stellen hierbei die mit der Stereotypisierung in Verbindung stehenden Auswirkungen auf ihr Leben vor.

Frankreich als Einwandererland

Frankreich ist ein attraktives Einwandererland und bietet aufgrund der Sprachverwandtschaft für aus dem frankophonen Raum stammende Menschen einen besonderen Integrationsvorteil. Wesentliche Motivationslagen, die eine Migration von Rumäninnen und Rumänen nach Frankreich begründen, basieren auf den historisch-politischen Entwicklungen zu Zeiten des Kommunismus, den Menschenrechtsverletzungen, den schlechten wirtschaftlichen Lebensverhältnissen und Missständen in Rumänien. Für einen Neuanfang in Frankreich sprechen traditionelle Gründe, wie der intellektuelle und wirtschaftliche Austausch zwischen beiden Ländern, der bereits Mitte des 19. Jahrhunderts begann und seit 1989 intensiviert wurde. Die französische Regierung schafft als wirtschaftlicher Förderer und Partner Rumäniens einerseits eine geeignete Grundlage für die stetige Entwicklung des Landes und bietet andererseits unter Berücksichtigung des Umstands, dass die Kontaktsprachen romanischen Ursprungs sind, eine Möglichkeit für Rumäninnen und Rumänen, sich in das alltägliche Leben besser zu integrieren.

Seit 1989 erlebt Rumänien eine massive Veränderung in der Bevölkerungsstruktur. Diese ist unter anderem auf die Migrationsbestrebungen junger Menschen zurückzuführen. Dem Inhalt statistischer Erhebungen zufolge ist nach dem Fall des Eisernen Vorhangs die Zahl der rumänischen Zuwanderinnen und Zuwanderer im Ballungsraum Paris stark angestiegen. Dies hängt mit der Tatsache zusammen, dass die Vernetzung rumänisch-organisierter Institutionen in Paris umfassend entwickelt ist und Migrationswilligen aus Rumänien besonders attraktiv erscheint.

Mediale Stereotypisierung

Mit der Zuwanderung ist in den Medien seit Jahren eine zunehmend stereotype Berichterstattung über den rumänischen Sprach- und Kulturkreis zu beobachten. Claudia Saldens Forschungsergebnisse aus dem Jahr 2010 über die stereotype Berichterstattung über Rumänien in deutschen und französischen Zeitungsartikeln zeigt, dass „[d]ie Gesamtheit aller 818 in 652 Artikeln identifizierten Stereotype,“ Rumänien mit „Dracula“, „Ceașescu und Kommunismus“, „unberührte Natur und Entfernung“,

„Armut und Rückständigkeit“, „Billiglohnland“, „Inkompetenz“, „Unzivilisiertheit“, „Korruption“ und „Kriminalität“ in Verbindung bringen. Vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklung ist nicht von der Hand zu weisen, dass Korruption in Politik und Gesellschaft Einzug gehalten hat. Diese bezieht sich auf einzelne Personen und Institutionen, aber nicht auf die Gesamtbevölkerung. Eine auf Stereotypen fokussierte Berichterstattung bewirkt die Entwicklung eines vollkommen falschen Bildes beim Leser. Die Erkenntnis, dass Stereotype in unserer schnelllebigen Zeit eine Orientierung für die Menschen sein können, setzt jedoch einen verantwortungsvollen Umgang mit ihnen durch Journalisten voraus.

Neben den Medien beteiligen sich in Frankreich auch öffentliche Instanzen an der Verbreitung eines Bildes und schüren somit fremdenfeindliche Ressentiments gegenüber den rumänischen Zuwanderinnen und Zuwanderern. So wird beispielsweise die Darstellung der rumänischen Sprache und Kultur im Wörterbuch „Le Petit Robert“ (2003) durch ein Bild begleitet, das Roma mit Bier und Spielkarten auf den Boden zeigt. Trotz dieses Skandals und einer Entschuldigung seitens des Verlages setzte sich diese Entwicklung fort. In der Prüfungsaufgabe des französischen Abiturjahrgangs 2012 wird dem Leser suggeriert, dass Menschen aus Rumänien kriminelle Absichten verfolgen, was in Rumänien in der Politik auf Unverständnis stößt und die Forderung nach einer differenzierteren Berichterstattung laut werden lässt. In Spanien und Italien werden die rumänischen Staatsangehörigen negativ wahrgenommen, was laut den Medien auf deren hohe Kriminalitätsbeteiligung zurückzuführen ist. Statistisch lässt sich die Behauptung nicht belegen. Folglich entsteht ähnlich wie in Frankreich, europaweit ein stereotypisiertes Bild dieser Bevölkerungsgruppe. Trotz der negativen Berichterstattung in den europäischen Medien berichten in Spanien befragte Rumänen, dass „Ausländerfeindlichkeit und Rassismus“ ein allgemein verbreitetes Problem darstellen. In den Medien bleibt regelmäßig unerwähnt, dass zwischen Rumänien und Frankreich ein historisch begründetes Austauschverhältnis besteht. Die politischen Ereignisse führten in der Geschichte Rumäniens dazu, dass sich

namhafte rumänische Schriftsteller in Paris niederließen. Zu ihnen gehören unter anderem Nicolae Bălcescu, Eugen Ionescu, Cezar Bolliac. Darüber hinaus sind in der Aufzählung rumänischer Einwanderer berühmte Künstler wie beispielsweise Constantin Brâncuși, dessen Werke heute noch im *Musée d'Art moderne* zu besichtigen sind. Dass insbesondere Rumäninnen und Rumänen in Frankreich mit ihrer Arbeitskraft zum Ausgleich des Fachkräftemangels beitragen, bleibt regelmäßig unerwähnt. Eine von Raluca Preliceanu erhobene Studie, in der 125 rumänische Immigrantinnen bzw. Immigranten in Frankreich schriftlich interviewt wurden, ergab, dass 32,6 Prozent der Befragten eine Qualifikation in der Hightech-Branche sowie weitere 30,4 Prozent einen Abschluss als Wirtschaftswissenschaftler nachweisen konnten, dicht gefolgt von den Mathematikern. Die Frauen weisen sich ebenso mit 34,2 Prozent als fachkompetent in den Wirtschaftswissenschaften aus. Demgegenüber steht mit 15,2 Prozent eine weitere Gruppe hochqualifizierter rumänischer Philologinnen, die in Frankreich leben. Aus aktuelleren Presseberichten wird deutlich, dass medizinisches Fachpersonal aus Rumänien nach Frankreich eingeladen wird, um den Fachkräftemangel vor Ort auszugleichen.

Auswirkungen der Stereotypisierung auf die rumänische Gemeinschaft in Paris

Aufgrund der Zugehörigkeit zum rumänischen Sprach- und Kulturkreis fühlen sich die für die Dissertation befragten Rumäninnen und Rumänen gegenüber anderen Migrantengruppen deutlich benachteiligt. Dieser Nachteil bezieht sich ebenso auf die Anerkennung der in Rumänien erworbenen akademischen Bildungsabschlüsse. In den untersuchten Gruppen wurde durch die Behörden lediglich der akademische Grad von einem der 18 Befragten anerkannt. Die seit 1989 nach Frankreich Immigrierten mussten trotz bestehender Regelungen ihr Studium in Frankreich wiederholen oder sich beruflich umorientieren. Die Freiheit, eine Tätigkeit auszuüben, war selbst nach 2007 mit erheblichen Erschwernissen verbunden. Aufgrund der Rechtslage bestanden noch bis Ende 2013 besondere Auflagen, was in der Vergangenheit, in Zeiten kurzfristiger Arbeitslosigkeit, emotionale Belastungen bewirkte.

Das Warten auf den Erhalt einer unbefristeten Aufenthaltsgenehmigung war mit deutlichen emotionalen Tiefpunkten verbunden, insbesondere dann, wenn die Kinder bereits schulisch integriert waren. Die Angst, dauerhaft ihre Wahlheimat verlassen zu müssen, war ständig vorhanden. Nach regelmäßigen Behördenbesuchen der betroffenen Familie konnte letzten Endes ein dauerhafter Aufenthaltstitel erteilt werden. Auch führte bei behördlichen Kontrollen das Fehlen von Dokumenten selbst nach einem langjährigen Aufenthalt in Frankreich zu einer Ausweisung nach Rumänien. Im Zuge des Wahlkampfes 2012 der Regierung Sarkozy wurden zur Schaffung der inneren Ordnung und Sicherheit illegale Zeltstädte geräumt. Dies führte zu einer Verschlechterung der öffentlichen Reputation der Roma und gleichzeitig der Rumäninnen und Rumänen.

Das in der Presse verbreitete stereotype Bild verstärkt die Ängste, wegen ihres Migrationshintergrundes ausgegrenzt zu werden. Beispielsweise versuchten einige Befragte der Zuordnung zur rumänischen Gemeinschaft zu entgehen, indem sie ihre Identität ganz verschwiegen oder leugneten. Trotz der Bemühungen zahlreicher Institutionen, den kulturellen Austausch zu fördern, bleiben Vorurteile und negative Bewertungen in der Bevölkerung bestehen. Dennoch bleiben es Bewertungen von Außenstehenden, die nicht mit der Realität in Einklang gebracht werden können. Die in der Bevölkerung vorherrschende Ansicht, dass die Immigration aus Rumänien nach Frankreich unter anderem auch eine Einwanderung in das französische Sozialsicherungssystem ist, kann nicht geteilt werden. Ganz im Gegenteil: Mit ihrer Arbeitskraft tragen diese Menschen maßgeblich zur Steigerung des Bruttoinlandsproduktes bei und unterstützen den französischen Staat beim Ausgleich des Fachkräftemangels.



Vor der Rumänischen Botschaft in Paris während des Referendums zur Absetzung von Präsident Traian Băsescu 2007

Abschließende Gedanken

Schon im Mai 2014 bestand vor dem Hintergrund der Ergebnisse der französischen Wahlen zum Europaparlament die Gefahr, dass die Fortschritte in der französischen Integrationspolitik bezüglich der aus Südosteuropa stammenden Menschen wieder verloren gehen könnten. Mit dem Einsetzen des Flüchtlingsstromes nach Europa traten in den Medien zwar die Negativberichte über Rumäninnen und Rumänen in den Hintergrund. Jedoch hat es in der politischen Landschaft einen weiteren Rechtsruck gegeben. Seit dem Auftreten der vermehrten Zuwanderung von Geflüchteten ist eine Verstärkung des rechten politischen Flügels zu konstatieren. Rechtspopulistische und rechtsradikale Parteien nutzen die in der Bevölkerung bestehenden Ängste aus und schüren mit ihren Parolen und der Verbreitung von Stereotypen fremdenfeindliche Ressentiments. Diese Entwicklung ist mit großer Besorgnis zu beobachten.

Dr. Christian Discher ist Linguist mit dem Schwerpunkt Migration. 2015 erschien seine Dissertation „Sprachkontakt, Migration und Variation: Die frankophone Integration von Rumänen in Paris nach 1989“ im Tübinger Narr Verlag.

VIII. Studienreise der Deutsch-Rumänischen-Gesellschaft

Durch die ganze Dobrudscha ...

Christof Kaiser

Die VIII. Studienreise der DRG Berlin fand vom 5. bis zum 15. September 2015 statt. Sie führte in die Dobrudscha, die mit gut 23.000 km² etwas kleiner als das Bundesland Brandenburg ist. Die ökonomisch eher schwach entwickelte, mit Ausnahme von Konstanza/Constanța und des touristischen südlichen Küstenabschnitts ländlich geprägte Region erstreckt sich auf den Südosten Rumäniens und den Nordosten Bulgariens. In der einstigen osmanischen Vielvölkerregion leben neben Rumänen und Bulgaren heute noch Türken und Tataren sowie russische Lipowaner, Aromunen, Roma, Griechen, Ukrainer, Armenier, Juden, einige wenige Deutsche und weitere kleinere Gruppen.

Etwa zweieinhalb Stunden östlich von Bukarest überqueren wir die Donau über die 1970 erbaute Donaubrücke und erreichen die Dobrudscha. Ein erster Halt wurde in Hârșova eingelegt. Durch das nationalkommunistische Programm der „Systematisierung“ während der 1980er Jahre wurde die gesamte kleine Altstadt zerstört. Wir besuchten die alte Moschee und gingen zur Donau hinunter, um den Strom in seiner ganzen Breite zu betrachten. Hoch über dem Ufer befand sich einst in herausgehobener Lage die römische, später dann byzantinische und noch später osmanische Burg Carsium, die an dieser leicht zu querenden Donaufurt die Dobrudscha schützte. Hârșova bildete für lange Zeit die Hauptübergangsstelle für Schafherden aus Siebenbürgen und Muntenien, die zur Winterweide in die Dobrudscha getrieben wurden.



Die Ruine der römisch-katholischen St.-Georgs-Kirche in der ehemaligen dobrudschadeutschen Siedlung Malkotsch/Malcoci
Foto: Christof Kaiser

Der Sonntag gehörte der Erkundung der Stadt Tulcea mit ihrem Stadtzentrum, den vielen Kirchen, der Moschee und der Synagoge, die nun frisch renoviert ist. Nachmittags führte der Weg zum Deltamuseum mit sehenswerten Ausstellungen über das Donaudelta und mit sehr schönen Aquarien. Von dort aus ging der Weg zum Unabhängigkeitsdenkmal mit dem hohen Granitobelisken, das auf einem markanten Hügel am östlichen Stadtrand errichtet ist. Der Aufstieg lohnte sich wegen des Überblicks über die Stadt und des weiten Blicks in das Delta hinein. Auf dem

Hügel liegt auch das Archäologische Museum. Tulcea hatte, wie fast alle Städte Rumäniens, in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten eine stark rückläufige Einwohnerzahl von ca. 100.000 zur Wendezeit bis auf ca. 70.000 Einwohner.

Bei optimalen Wetterbedingungen fuhren wir von Murighiol am Sfântu-Gheorghe-Arm ins Donaudelta. Während der vierstündigen Exkursion konnten wir natürlich nicht alle 300 Vogelarten des Deltas sehen, doch Pelikane bekamen wir zu Gesicht. Die Weite, die besondere üppige Vegetation und mannigfaltige Tierwelt sowie die innige Verwobenheit von Wasser und Land gaben einen herrlichen Einblick in diese ganz besondere, abgelegene und eigenartige Welt.

In dem bis 1940 von deutschen Siedlern bewohnten Malkotsch/Malcoci besuchten wir die inzwischen eingestürzte Kirche, von der nur noch deren Turm und Außenmauern stehen. Die Überreste der Kirche sollen als Denkmal erhalten werden, um an die ab 1841 vor allem aus Bessarabien in die Dobrudscha eingewanderten Deutschen zu erinnern.

Bei hochsommerlichem Wetter fuhren wir in das Măcin-Gebirge. Wegen Bauarbeiten konnten wir die Krypta von Niculițel mit den Relikten von vier frühchristlichen Märtyrern von Anfang des 5. Jahrhunderts nur von außen bewundern, sodass wir dann mehr Zeit für das rumänisch-orthodoxe Kloster Cocoș hatten, in dem sich nun die Relikte aus der Krypta befinden.

Die Kleinstadt Isaccea hat eine äußerst wechselvolle Geschichte; sie gehörte zum Bulgarischen, Byzantinischen und seit Beginn des 14. Jahrhunderts zum Osmanischen Reich, wie auch die übrige Dobrudscha, bevor sie 1878 im Vertrag von Berlin zu Rumänien kam. Fast alle der elf russisch-osmanischen Kriege bis zum 19. Jahrhundert rollten auch über diesen Ort hinweg.

Wir bewunderten die Ruinen der früher stark befestigten Siedlung Dinogetia des römisch, später dann byzantinischen Limes in der Nähe des Dorfes Garvăn. Wir entschlossen uns, noch bis zum nördlichsten Zipfel der Dobrudscha, dem Fähranleger nach Galatz/Galați zu fahren.

So sahen wir diese Großstadt im weiten Panorama vom südlichen gegenüberliegenden Ufer aus.

Über die Kleinstadt Măcin mit ihrem neueren Weinanbaugebiet näherten wir uns den Bergen. Schön kam die westliche, karg trockene Seite der bis 467 m hohen Măcin-Berge in Sicht. In den höher gelegenen Gebieten findet sich der neuangelegte Măcin-Nationalpark mit reichhaltiger Flora und Fauna. Er wird inzwischen auch von markierten Wanderwegen durchzogen.

Nächstes Ziel war Greci, ein Dorf, in das im 19. Jahrhundert italienische Steinmetze angesiedelt wurden. In Greci wird noch aktiv die italienische Kultur und Sprache gepflegt, wenn auch nur wenige der einst weithin berühmten Steinmetze in dem Dorf leben. Liebevoll wird die katholische Kirche St. Lucia gepflegt. Davor rasselte ein Pferdewagen mit einer fahrbaren Schnapsdestille vorbei. Hinter Greci erreichten wir auf nichtasphaltierter Makadampiste die an markanter Stelle hoch auf dem Steilufer der Donau liegenden Relikte der römischen Limesfestung Troesmis und genossen ein besonderes Donaupanorama.

Tief im Inneren der Dobrudscha und von bewaldeten, wenig fruchtbaren Bergen und Tälern umgeben liegt die erste dobrudschadeutsche Siedlung Atmadscha/Atmagea. Dieses sich schon seit längerer Zeit stark entsiedelnde Dorf mit vielen verfallenen Hofstellen hat eine kleine, mehrfach umgebaute Kirche, die noch von besseren Zeiten des völlig peripher liegenden Ortes kündigt. Über Agighiol erreichten wir das ausgedehnte Lipowaner-Dorf Sarichioi. Bei der buntbemalten Lipowanerkirche hatten wir das Glück, dass uns der freundliche Pfarrer viele Fragen zur Kirche und den russischen Altgläubigen beantwortete.

Neben dem Dorf Enisala steht die gleichnamige Burgruine mit ihren bis zu 1.000 Jahre alten Mauern, die bizarr in die weitläufige, karge Steppenlandschaft ragen. Hier wird mit Erfolg an der touristischen Erschließung gearbeitet.

Die Kleinstadt Babadag war ab dem 13. Jahrhundert bis vor wenigen Jahrzehnten überwiegend türkisch geprägt. Seit langer Zeit ist sie ein muslimisches Pilgerzentrum wegen der Türbe (Mausoleum) des Derwischs Baba Sari Saltik. Heute wird dieses Heiligtum auch von Orthodoxen verehrt, und besonders die zunehmende Bevölkerungsgruppe der Roma interessiert sich für den Islam. Der aus der Türkei stammende Hodscha, der kaum Rumänisch sprach, öffnete für uns die aus dem 16. Jahrhundert stammende Moschee und zeigte uns kunstvolle Kaligrafien heiliger Texte.

Die Relikte der ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. besiedelten großen griechischen Kolonie Histria, der berühmtesten und meistbesuchten archäologischen Stätte der Dobrudscha, nehmen ein großes Areal ein. Seit 100 Jahren werden hier Ausgrabungen durchgeführt, und viele wertvolle Fundstücke aus der griechischen und der

darauffolgenden römischen Epoche sind im nebenliegenden Museum ausgestellt.



Das ehemalige spätrömische Militärlager Dinogetia bei Garvăn im Kreis Tulcea war als Grenzbefestigung für die Bewachung eines Abschnitts des Limes an der Unteren Donau zuständig.
Foto: Christof Kaiser

Danach fuhren wir durch die einstige deutsche Siedlung Tariverde nach Kodschalak/Cogealac. Vor der Kirche steht ein Gedenkstein zur Erinnerung an die dobrudschadeutsche Besiedlung. Die Kirche von 1907 wurde vom bedeutenden deutschen Kirchenbaumeister Otto Bartning (1883–1959) errichtet, sie ist sehr gut erhalten. Nun wird sie von der orthodoxen Gemeinde des Ortes genutzt.

Konstanza ist mit gut 300.000 Einwohnern die größte Stadt der Dobrudscha. Leider hinterlässt das Stadtzentrum, die „Peninsula“, einen recht desolaten Eindruck. Einen definitiv anderen, aktiven und gut organisierten Eindruck hingegen macht der Hafen. Eine Vertreterin der Hafenverwaltung erläuterte uns Geschichte, Gegenwart und geplante Entwicklung des Hafenausbaus. Der Hafen soll umfangreicher genutzt werden und künftig Europa mit dem Schwarzmeerraum, dem kaspischen Raum und Zentralasien noch besser verbinden. Eine wichtige Rolle spielt dabei der 1986 unter Ceaușescu fertiggestellte Donau-Schwarzmeer-Kanal. Wie erst nach der Reise zu erfahren war, wird die Kapazität des Hafens derzeit nur etwa zur Hälfte genutzt. Dies würde auch unserer Beobachtung entsprechen, bei mehrfacher Querung kaum Schiffe gesehen zu haben.

Das immer mehr verfallende Jugendstilcasino in der Altstadt, die Hafensperrmauer mit dem Genuesischen Leuchtturm und die König-Karl-I.-Moschee, ein Geschenk seiner Majestät an die Muslime von 1912, sind die Wahrzeichen von Konstanza. Im Museum für Geschichte und Archäologie am zentralen Ovid-Platz wurden uns aktuelle Forschungen zur Zeitgeschichte und zur Zwangsarbeit am Kanal vorgestellt. Danach trafen wir in der „Begegnungsstätte der Deutschen“ die Vorsitzende des Deutschen Forums Konstanza, Annemarie Czernak, die uns einen guten Überblick über die kleine deutsche Minderheit der Region und ihre kulturellen Aktivitäten bot.

Wir durchquerten fast sämtliche bekannten Badeorte des Litoral, der 70 km langen rumänischen Schwarzmeer-

küste. Große, scheinbar planlos zugebaute Areale wechseln sich mit Hochhaushotels, hier und da großzügigen, gepflegten und auch schönen Ferienanlagen ab. Einen Halt legten wir in Costinești, der einstigen deutschen Siedlung Groß-Mandschapunar, ein. Ein breiter Strand lädt hier zum Baden ein. Costinești ist inzwischen völlig „verbaut“ und nicht mehr besonders ansprechend. In Mangalia trafen wir dann auf eine quirlige, mittelgroße Stadt mit neuem Freizeit- und Jachthafen und weit ins Meer ausgreifenden Molen. Die Moschee von 1575, das älteste in Funktion befindliche Gebäude der gesamten Region, eingebettet in eine parkartige Umgebung und mit dem Friedhof mit z. T. jahrhundertealten Grabstätten, bildet eine Oase der Ruhe und Gelassenheit in der Stadt. Vielleicht steht dies symbolhaft für das ruhige und gelassene Nebeneinander der muslimischen und christlichen Gruppen der Dobrudscha.

In Vama Veche findet sich der „alternative“ Ferienort Rumäniens. Der breite Strand und das flache Meer wirken schon beinahe subtropisch. Abgesehen vom Meer und dem unmittelbaren Strandbereich selbst übte die gesamte Bebauung des Küstenstreifens leider keine besondere Attraktivität auf uns aus.

Der Donau-Schwarzmeer-Kanal entstand zwischen 1949–1955 und 1976–1986. Der erste Punkt, den wir in Murfatlar besichtigten, war von der Brücke aus das hier beeindruckend tief in die Tafellandschaft der Dobrudscha eingeschnittene Kanalbett. Zu Fuß gingen wir bis zum Eingang des seit Jahren verriegelten und nicht besuchbaren Höhlenkomplexes von Basarabi, in dem sich mehrere kleine, sehr alte Höhlenkirchen befinden. Bei Nazarcea entsteht derzeit das orthodoxe „Kloster aller rumänischen Heiligen“. Eine charismatische Nonne zeigte uns die provisorische Klosterkirche, und sie versuchte uns wortreich von der Orthodoxie als der in ihrer Lesart einzig richtigen Religion zu überzeugen. Dann zeigte sie uns auf der weiten Fläche noch den Grundstein für die der Hagia Sophia in Istanbul nachempfundene entstehende große Klosterkirche sowie eine weitere Ausbaggerung für einen See mit den Landkartenumrissen Rumäniens, der ihren Worten nach vom „Himmel aus zu sehen“ sein soll. Sie wies uns noch auf hier aufgestellte große Fotos von Arsenie Boca hin, einem 1989 verstorbenen Mönch, der während der kommunistischen Epoche inhaftiert war, weil er Mitglied der faschistischen Legionärsbewegung gewesen sein soll. Sein Heiligsprechnungsverfahren innerhalb der rumänisch-orthodoxen Kirche läuft, und es wird auch außerhalb der Dobrudscha im gesamten Land viel „Werbung“ für ihn gemacht. Es erschien uns merkwürdig, ausgerechnet diesen extremen Strömungen innerhalb der rumänisch-orthodoxen Kirche die Deutungshoheit für das traurige Kapitel der Zwangsarbeit am Kanal zu überlassen. Zwischen 1949 und 1955 bestanden am Kanal neun Zwangsarbeiterlager, die alle dem Erdboden gleichgemacht wurden. Ein neues Denkmal bei Poarta Albă erinnert an die zehntausenden Zwangsarbeiter und die tausenden Todesopfer des ersten fehlgeschlagenen Kanalbauversuchs.

Die Stadt Medgidia ist eine ab 1856 zu osmanischer Zeit planmäßig angelegte Stadt, die nach dem Reformsultan Abdülmecid I. benannt wurde. Zunächst wurden hier vor allem Türken und Tataren angesiedelt, und bis heute gibt es starke Gruppen muslimischer Bevölkerung. Wir sahen den zentralen Decebal-Platz und die nahegelegene Abdülmecid-Moschee; hier gibt es auch ein türkischsprachiges Gymnasium.

In der größten Weinkellerei des Landes, Murfatlar, sahen wir die gut gestaltete Ausstellung zur Geschichte des Weines in dieser Region. Anschließend gab es eine Führung durch die moderne Verarbeitungsanlage. 3.000 ha werden hier kultiviert, überwiegend werden Weißweine produziert. Daran schloss sich eine Weinverkostung mit köstlichen Tropfen an, die einen Einblick in die Geschmacksvielfalt der hier produzierten Weiß-, Rosé- und Rotweine ermöglichte. Rumänien ist der sechstgrößte Weinproduzent der EU.

Baltschik (bulg. Balčik, rum. Balcic) in der heute bulgarischen Süddobrudscha erwies sich als ein ganz besonderes Juwel am Schwarzen Meer. Die rumänische Königin Maria (1875–1938) ließ ab 1924 in Baltschik ein kleines Schloss sowie ein ausgedehntes Parkareal mit üppiger Vegetation errichten. Alles ist bestens erhalten und wird aufwändig gepflegt. Museen, Cafés und Restaurants sind jetzt in den Gebäuden untergebracht. Stundenlang durchwanderten wir die einzigartige und sehr gut besuchte, herrliche Anlage. Anschließend sahen wir das Kap Kaliakra, eine sich weit ins Meer vorschiebende Halbinsel mit bis zu 60 m tief abfallender Felsküste. Dadurch ergibt sich ein herausragendes Landschaftsbild. Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. wurde das Kap zunächst von den Thrakern, dann von allen darauffolgenden Reichen festungsmäßig ausgebaut.

In Adamklissi/Adamclisi sahen wir das *Tropaeum Traianum*, ein Denkmal, das an den Sieg Kaiser Trajans über die Daker erinnert. Das weithin sichtbare Monument wurde in nationalkommunistischer Zeit aufwändig wiedererrichtet. Im nahen Ostrov verließen wir mit der Donaufähre die Dobrudscha an ihrem westlichsten Punkt. Die Überfahrt verläuft schräg an der süddobrudschanischen Stadt Silistra in Bulgarien vorbei.

In Bukarest sahen wir uns das 2009 errichtete Denkmal für die Opfer des Holocaust an, bevor wir vom Flughafen Otopeni Rumänien mit vielen neuen Eindrücken verließen. Trotz einiger Verbesserungen in einzelnen Bereichen ist noch sehr viel zu tun in der Dobrudscha und in ganz Rumänien. Die Dobrudscha bleibt aber aufgrund vieler Erlebnisse und oft wunderschöner Landschaften und freundlicher Einwohner in unser aller guten Erinnerung.

Christof Kaiser hat die VIII. Studienreise in die Dobrudscha geleitet. Er ist Mitglied des Vorstands der DRG.

Tätigkeitsbericht 2015

Hermine-Sofia Untch

Im Laufe des Jahres 2015 haben vier Vorstandssitzungen und eine Mitgliederversammlung am 27. November im Restaurant „Leonhardt“ in Charlottenburg stattgefunden. 2015 standen sowohl Wahlen zum Vorstand als auch die Wahl der Rechnungsprüfer an. Alle Vorstandsmitglieder kandidierten erneut und wurden in ihren alten Funktionen einstimmig wiedergewählt. Die Rechnungsprüfer Frau Höher und Herr Bernhardt kandidierten 2015 nicht mehr. Für ihre langjährige verantwortungsvolle Tätigkeit für die Gesellschaft gebührt ihnen ein herzlicher Dank. Wilfried Lohre und Ulrich Räuchle wurden einstimmig als neue Rechnungsprüfer gewählt. Zum Abschluss des offiziellen Teils berichteten Christof Kaiser und Ulrich Räuchle mit Fotos über die im September durchgeführte Studienreise in die Dobrukscha. Beim anschließenden gemütlichen Beisammensein stellte Reuven Moskovitz, der Gründungsvater der DRG, sein neues Buch vor und spielte auf der Mundharmonika rumänische Weisen.



Die Sultan-Esmahan-Moschee in Mangalia von 1575, die älteste Moschee auf dem Territorium Rumäniens, konnte während der DRG-Studienreise besichtigt werden.

Foto: Christof Kaiser

Im Berichtsjahr 2015 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage

Im Jahr 2015 hat Natalia Toma die Internetseite der DRG regelmäßig gepflegt und mit aktuellen Informationen zu den Veranstaltungen der Gesellschaft aktualisiert.

Facebook und Mediascreening Rumänien

Die Facebookseite der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft wurde auch im Jahr 2015 von Tony Krönert gepflegt und hatte Ende des Jahres 424 Likes – das ist ein

Plus von 139 Likes in 2015. Neben interessanten Artikeln und TV-Beiträgen zu Rumänien, informiert die Seite auch über Veranstaltungen wie den Jour Fixe der DRG. Auch die DRG-Studienreise und die Ausgaben der *Deutsch-Rumänischen Hefte* wurden hierüber beworben und fanden großen Zuspruch.

Seit dem 6. Juli 2015 versendet Tony Krönert wöchentlich – je nach Nachrichtenlage – den Newsletter „Mediascreening Rumänien“ an die Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, in dem die wichtigsten und interessantesten Artikel und Beiträge zu Rumänien noch einmal übersichtlich verlinkt sind und mit kurzen Einleitungssätzen erklärt werden.

Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Die DRH werden bereits im 5. Jahr von Dr. Josef Sallanz herausgegeben. Für das Lektorat der Zeitschrift waren Jörn Henrik Kopfmann, Dr. Silvia Machein, Marianne Theil und Illa Weber-Huth zuständig; das Layout besorgte Brigitta-Ulrike Goelsdorf. Beide Ausgaben der DRH von 2015 hatten eine Auflage von jeweils 700 Exemplaren.

Jour Fixe

Im Berichtsjahr haben unter der Federführung von Marianne Theil insgesamt zwölf Jour-Fixe-Veranstaltungen stattgefunden, allesamt im Café „Leonhardt“ in Berlin-Charlottenburg.

Januar: Matthias Jobelius, Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung Bukarest, bilanzierte nach einem Jahr die Auswirkungen der vollen Arbeitnehmerfreizügigkeit aus rumänischer und deutscher Sicht.

Februar: Jürgen Israel, Autor aus Berlin, stellte das „literarische Tagebuch“ über seine Beobachtungen, Begegnungen und Empfindungen während seines Jahres als Dorfschreiber im siebenbürgischen Ort Katzendorf/Cața vor.

März: Dr. Anneli Ute Gabanyi resümierte 100 Tage nach dem Amtsantritt des neuen rumänischen Staatspräsidenten Klaus Johannis dessen erste Erfolge und Schwierigkeiten.

April: Dr. Gerhard Köpernik, Präsident der DRG, präsentierte sein Buch „Faschisten im KZ. Rumäniens Eiserne Garde und das Dritte Reich“, in dem er viele Details über ein wenig bekanntes Kapitel der deutsch-rumänischen Beziehungen in den Jahren 1938–1945 zusammengetragen und auch recherchiert hat, was aus den Gardisten nach 1945 geworden ist.

Mai: Andreas von Mettenheim, ehemaliger deutscher Botschafter in Bukarest, referierte über den geschichtlichen und kulturellen Hintergrund der tiefsitzenden Ressentiments und Vorurteile in der gegenseitigen Wahrnehmung Rumäniens und Deutschlands.

Mai: Kristin Eichhorn, Sören Haberlandt und Patrick Kehrer, Studierende am Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin, stellten die Ergebnisse ihrer Recherche zur Entwicklung der ökologischen und sozialen Bürgerproteste in Rumänien vor. Ihr Projekt „Growing Roots“ wurde von der DRG finanziell unterstützt.

Juni: Hannelore Jorgowitz berichtete über die Arbeit der von ihr besuchten sozialen Unternehmen, wie sie in den letzten Jahren auch in Rumänien entstanden sind.

Oktober: Alin Uhlmann Useriu informierte in seinem Vortrag über den Raubbau an den Wäldern Rumäniens und den wachsenden sozialen Protest dagegen.

November: Matthias Jobelius stellte die Ergebnisse einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung über Werte und Einstellungen junger Rumänen im Jahr 8 der EU-Mitgliedschaft vor.

November: Eva Ruth Wemme las aus ihrem Buch „Meine 7.000 Nachbarn – Rumänische Roma in Berlin“, in dem sie ihre täglichen Erfahrungen als Begleiterin und Dolmetscherin von aus Rumänien zugewanderten Roma beschrieben hat.

Dezember: Judit Pompery zeigte in einem Lichtbildvortrag die Vielfalt der Trachten des Karpatenbeckens, in dem sich die Diversität der ethnischen Zusammensetzung der dortigen Bevölkerung widerspiegelt. Niko Schmolke, Videoblogger aus Berlin, zeigte Ausschnitte aus den sechs Videofilmen, die er im Rahmen des von der Friedrich-Ebert-Stiftung unterstützten Debattenportals „sagwas.net“ innerhalb einer Woche in Bukarest gedreht hat.



Die DRG-Reisegruppe bewundert die schöne Landschaft in Atmadscha/Atmagea (Kreis Tulcea) hinter der vor Kurzem renovierten („zubetonierten“) ehemals evangelischen Kirche von 1864 der deutschen Dobrudschaner. Heute dient das Gotteshaus als rumänisch-orthodoxe Kirche. Foto: Christof Kaiser

Studienreise

Die VIII. Studienreise der DRG mit 17 Teilnehmern führte vom 5. bis 15. September 2015 in die Dobrudscha. Von Tulcea aus wurden das Donaudelta erkundet, die Măcin-Berge umrundet und von Dobrudschadeutschen verlassene Dörfer besucht. Klöster, Moscheen und griechisch-römische Ausgrabungsstätten wurden besichtigt.



Das Baltschiker Schloßchen mit dem dekorativen Minarett der rumänischen Königin Maria, auch Tenha Yuvah (Ruhiges Nest) genannt, am Schwarzen Meer in der bulgarischen Süddobrudscha
Foto: Ulrich Räuchle

Von Konstanza/Constanța aus ging es entlang des Donau-Schwarzmeer-Kanals und der Schwarzmeerküste bis zur Sommerresidenz der rumänischen Königin Maria im heute bulgarischen Baltschik (bulg. Balçik, rum. Balcic). Die Reise wurde wie alle vorherigen von Christof Kaiser und erstmals von dem Reisebüro Ex Oriente Lux aus Berlin organisiert und durchgeführt; Natalia Toma und Dr. Josef Sallanz haben an den Vorbereitungen mitgewirkt.

Verschiedenes

Die DRG hat folgende Projekte finanziell unterstützt: 300 Euro für das Projekt „viLLages“, ein komparativer Onlineblog, über die Problematiken der Dörfer in Rumänien und Berlin-Brandenburg durchgeführt von Studierenden der Freien Universität Berlin.

200 Euro für den Kurzfilm „Viscristartet“ einer Projektgruppe des Osteuropa-Instituts an der Freien Universität Berlin.

200 Euro für eine deutsch-rumänische Studierendenkonferenz Cottbus-Timișoara im Dezember 2015 in Temeswar/Timișoara.

Auch in diesem Jahr hat die Deutsch-Rumänische Gesellschaft wieder Spenden für das Temeswarer Kinderheim *Societatea Română Speranța* erhalten. Insgesamt sind dafür Spenden in der Gesamthöhe von 1.130 Euro eingegangen, die an das Kinderheim weitergeleitet wurden.

Mitgliederentwicklung

Am 31. Dezember 2015 hatte die DRG 96 Mitglieder. Zehn Personen sind neu beigetreten, drei Personen haben gekündigt, zwei Personen haben keinen Beitrag mehr gezahlt und sind aus der Mitgliederliste gestrichen worden.

Hermine-Sofia Untch ist die stellvertretende Präsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Eine Anthologie neuer Theaterstücke aus Rumänien

Die Verführungskraft des modernen Theaters

Adela Pal

Die von Irina Wolf herausgegebene Theateranthologie „Machtspiele“ versammelt fünf Stücke zeitgenössischer Autoren aus Rumänien:

Gianina Cărbunarius „Schrift in Großbuchstaben“ betrachtet die verschönerte Gegenwart Rumäniens aus der Perspektive der kommunistischen Vergangenheit. Das Theaterstück besteht wie ein Mosaik aus unzähligen Fragmenten aus den Aussagen von Securitate-Offizieren, Eltern, Freunden und des Hauptprotagonisten selbst, eines jungen Gymnasiasten. Ihm wird vorgeworfen, die unter dem kommunistischen Regime verhungerte und erniedrigte Bevölkerung zur Revolte angestiftet zu haben. Das Stück lebt davon, dass es die typische Sprache der offiziellen Bekanntmachungen und Berichte verwendet, telegrafisch und hohl, voller Floskeln und verbaler Klischees. Das Ende lässt die Todesursache des jungen Protagonisten offen. Der neue Geheimdienst bemüht sich um ein neuen Platz und ein unschuldiges Ansehen innerhalb der rumänischen Gesellschaft.

Experimentierfreudig realisiert Gianina Cărbunariu in „Spargel“ aus zwei Monologen einen vermeintlichen Dialog zwischen zwei Protagonisten, die, nach 1989 in der harten Wirklichkeit der Wanderarbeiter gelandet, ihre Suche nach einem neuen El Dorado weit weg von der Heimat fortsetzen. Die zentrale Idee in diesem zweiten Stück scheint dem Sartre'schen „*l'enfer, c'est les autres*“ zu entsprechen – mit der Ergänzung „und dennoch sehne ich mich nach seiner Lebenswelt“.

In „dontcrybaby“ liefern Catinca Drăgănescu und Eugen Jebeleanu ein zeitgenössisches Märchen. In dieser modernen Auffassung ist Rotkäppchen eine rebellische Heranwachsende, die von einer narzisstischen, überbeschäftigten Mutter, einer leitenden Ministerialbeamtin mit Geld, telefonisch erteilten Erziehungsratschlägen und mit Vorwürfen überhäuft wird. Der Wolf ist ein Straßenhändler aus der Unterwelt, der Jäger – ein gescheiterter Intellektueller, der verzweifelt versucht, in der neuen Marktwirtschaft mal als Taxifahrer, mal als Rotkäppchens Babysitter finanziell über die Runden zu kommen. Und schließlich gibt es die Großmutter – eine gelähmte, an Schizophrenie leidende Achtzigjährige. Die Dialoge sind lebendig und glaubhaft, das szenische Spiel unterhaltsam, die Sprache der Protagonisten lässt die Umriss ihrer Persönlichkeit erkennen. Gewissermaßen einen Ausgleich findet das Erzählte in der Handlung: durch den Überfall der neugierig-schamlosen Medien auf das Privatleben der Individuen – zur Unterhaltung des Auditoriums/Öffentlichkeit.

Roxana Marian Prosagedicht „Medea oder Über das eheliche Glück“ lenkt die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Thema Glück als „ein besserer Gott/Unser einziger

Gott“. Angepasst an die Gegenwart und mit erkennbaren Einflüssen aus dem griechischen Theater wird hier das Philosophische durch die Liebesgeschichte zwischen dem Argonauten Jason und der schönen gezähmten Medea mythologisch bereichert. Das Theaterstück baut auf der Paar-Psychologie auf: Für den Mann bedeutet Glück Heirat, ein Haus, Kinder, Freunde – also Beständigkeit und der Anspruch auf das familiäre Gelingen. Die Frau wird hingegen abhängig von immer wieder neuen Liebesbeweisen, sie verzweifelt daran, dass der Mann ihren Hunger nach Liebe und Geliebt-Werden nicht bemerkt. Das geistlose Wesen des Mannes regt sie heftig auf. Originell in dem Theaterstück ist Medeas gespielt-fröhlicher Diskurs, in dem sie je nach Dramatik der erlebten Ereignisse kulinarische Glücksrezepte anbietet. Das Ende bleibt, nach einer tragischen Schlusszene, offen: Außerordentliche Liebe als Todesursache – wir alle rennen dem Glück nach, sterben dennoch allein und manchmal ohne zu wissen, ob das Glück für uns ein Recht oder eine Pflicht war.

Elise Wilk zeichnet in „Zimmer 701“ vier Begegnungen auf, die zeitlich versetzt zwischen jeweils zwei unterschiedlichen Protagonisten im selben Hotelzimmer 701 stattfinden. Das zentrale Thema ist hier die Angst vor Einsamkeit und das Suchen nach einem Lebenspartner. Zwei dieser Szenen (1 und 3) stellen das Motiv der Entfremdung intensiv dar als Auswirkung der Entdeckung drohender Einsamkeit, als Fetisch, unter- oder überbewertet, als Erkennung der Wirklichkeit – jeweils aus männlicher bzw. aus weiblicher Perspektive. Die zweite Szene gibt den Liebesschmerz eines Dienstmädchens wieder und stellt diesen parallel als Interpretation des Selbstmordes als Normalität aus dem Blickwinkel des Sensationsjournalisten dar. In der letzten Szene bemühen sich zwei charakterlich sehr unterschiedliche Eheleute, das Ansehen einer bürgerlich-arrivierten Ehe in der Öffentlichkeit zu bewahren.

„Machtspiele“ vereinigt (durch unterschiedliche Modalitäten der Zuschauerführung) verschiedene Formen der Macht: von der staatlichen Macht („Schrift in Großbuchstaben“), zur Macht des Mobs („Spargel“), von der Macht des Geldes („dontcrybaby“) zur Macht der Liebe auf der Suche nach Glück („Medea“) bis hin zur Macht des Zufalls als positive Kehrtwende für das menschliche Schicksal („Zimmer 701“). Für Fachleute wie auch für Theaterbegeisterte ist der Band eine wertvolle Informationsquelle über den aktuellen Trend im rumänischen Theater.

Irina Wolf (Hg.): *Machtspiele. Neue Theaterstücke aus Rumänien von Gianina Cărbunaru, Catinca Drăgănescu, Eugen Jebeleanu, Roxana Marian und Elise Wilk.* Verlag Theater der Zeit, Berlin 2015 (= *Dialog 20*), 350 Seiten, 18,00 Euro.

1914 – Jahr der Entscheidung

Die Sackgasse

Ingeborg Szöllösi

Nach den beiden Bänden „Die Schrift in Flammen“ (798 Seiten) und „Verschwundene Schätze“ (573 Seiten) soll sich nun auf den 378 Seiten des dritten und letzten Bandes die „Siebenbürger Geschichte“ entscheiden. Schriftsteller Miklós Bánffy, der große Erzähler, macht es spannend – so spannend, dass wir den Wunsch nach einem aufschlussreichen Trilogie-Ende aufgeben und gerne wieder mit einem offenen Ende vorliebnehmen. Die Historie lehrt uns, dass ab 1914 das große Gemetzel anfängt und kaum jemanden verschont. Mit dem Ende der Habsburger Monarchie nach dem Ersten Weltkrieg ist auch das Ende des Königreichs Ungarn besiegelt. Doch über das Kriegs- und Nachkriegsgeschehen erzählt Bánffys Siebenbürger Trilogie nicht – sie hört mit dem Jahr 1914 auf und überlässt die territoriale Zerstückelungsgeschichte der Geschichtsschreibung.

Bánffys Interesse gilt auch in diesem Band dem „In-Stücke-gerissen-sein“ seiner Charaktere. Das Ende des zweiten Bandes sollte optimistisch stimmen – der Aufbruch zu neuen Ufern wird durch die Reise des Romanhelden, Graf Bálint Abády, nach Jablanka (ein Ort zwischen den Kleinen Karpaten im Osten und der Bergkette von Tapolcsány im Westen) angedeutet. Ziel ist eine Jagd auf Schloss Szent-Györgyi und eine latente Heiratsintention. Doch aus der Heirat wird nichts – das erfahren wir im Fortsetzungsband.

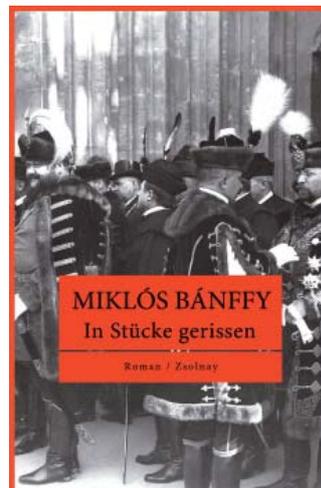
Aus Dénestornya, wo er wieder zusammen mit seiner Mutter lebt, reist Graf Abády nach Klausenburg, um einer Opernaufführung beizuwohnen. Eine berühmte italienische Diva singt die Madame Butterfly. Die „leidenschaftliche Musik voller verzweifelter Sehnsucht, Liebe und Begierde“ wäre der reinste Genuss, wenn nicht jene, die diese Gefühle einst in ihm geweckt hatte, zufällig in der Nachbarloge sitzen würde. Als Bálint Adrienne erblickt, verlässt er „in Eile und beinahe torkelnd“ die Loge und streift durch das nächtliche Klausenburg. Die „Vergangenheit ihrer Liebe“ bricht über den Grafen und seine Geliebte herein. Doch sind es keine Gespenster, die die beiden einholen. Ihre Vertrautheit lässt sie eine zweite Gegenwart erleben. Der Anfang des dritten Bandes ist ein leidenschaftlicher Auftakt, der viel verspricht und nichts hält.

Endlich scheint die „heimatlose Liebe“ zwischen Bálint und seiner Adrienne eine „Bleibe“ zu finden. Pál Uzdy, Adriennes Ehemann, ist kein Hindernis mehr – er stirbt in der psychiatrischen Anstalt. Doch sind mit ihm Krankheit und Tod nicht aus der Welt des Liebespaares verschwunden. Eine tödliche Lungenerkrankung ihrer

Tochter bindet Adriennes Energie so, wie der Ausbruch des Kriegs kurz danach Bálints Einsatz erforderlich macht. Das Fazit eines rumänischen Abgeordneten aus dem ungarischen Parlament könnte auch über dem Einzelschicksal der Liebenden stehen: „Es sieht manchmal danach aus, als lenke das Schicksal die Geschäfte der Menschen mit einem bösen Humor. Der arme Erzherzog wurde von Slawen umgebracht, von denselben Slawen, die er persönlich protegiert und gefördert hatte. Ist das nicht merkwürdig? Und die Ungarn ziehen jetzt in den Krieg, um den Tod eines Mannes zu rächen, den sie immer verabscheut haben. Verdammte merkwürdig!“

Die Mehrheit der enthusiastisch in den Krieg ziehenden Männer hofft: „An Weihnachten sind wir wieder zu Hause!“ Doch Bálints Stimmung wird sich in dem dritten Band der Siebenbürger Trilogie nicht mehr aufhellen, hat er doch seine Mutter, seinen Freund Baron Gázsi Kadacsy, seinen abgestürzten Vetter, Graf László Gyeröffy, zu Grabe getragen. Seine große Liebe bleibt unerfüllt, seine politischen Pläne, mithilfe von Genossenschaften die sozialen Missstände zu beheben, ebenfalls.

„Helden sind aus anderem Stoff gemacht als Bálint Abády“, konstatiert Andreas Oplatka, der Übersetzer der drei Bände, in seinem Nachwort. Mag sein. Doch die Tatsache, dass Bálint kein faustischer Mensch der Tat ist, wirkt authentisch. Jede Zeit hat ihre Helden. Ein Rebell hätte in dieser Geschichte anachronistisch gewirkt. Graf Abády erkennt die Zeichen der Zeit: Der ungarische Adel hat seit 1867, dem Ausgleich mit Österreich, Jahrzehnte mit unsinnigen Debatten verstreichen lassen, ohne die Nationalitätenfrage konstruktiv anzugehen, und nun zieht er in einen Krieg, der nicht der seine ist – er tut es in Ermanglung einer Alternative. Wie es sich anfühlt, in einer privaten und gesellschaftspolitischen Sackgasse zu leben – dieses Gefühl beschrieben zu haben ist Bánffys Meisterleistung.



Miklós Bánffy
In Stücke gerissen. Roman.
Aus dem Ungarischen und mit
einem Nachwort von Andreas
Oplatka. Paul Zsolnay Verlag,
Wien 2015, 378 Seiten,
27,90 Euro.

Zu Richard Wagners Erzählung „Herr Parkinson“. Eine Lesart

„... die Welt wird enger mit jedem Tag“

Walter Engel

Richard Wagner versteht sich als „Berufsschriftsteller“ und legt Wert auf gründliche Recherche und Sachkenntnis. Er weiß, wovon er redet oder schreibt, bescheinigte ihm ein namhafter Kritiker beim Erscheinen des Romans „Habseligkeiten“ (2004) und meinte damit das Banat. Wagners Themenspektrum reicht längst über das Banat und Rumänien hinaus, ohne dass er sich allerdings aus diesem Raum und seiner Geschichte ganz verabschiedet hätte. Vor allem in seiner kulturgeschichtlichen, immer jedoch auch gegenwartsbezogenen Essayistik zeigt sich indessen der thematische Sprung von der Peripherie, gemeint ist hier der Minderheitenstatus, ins Zentrum des deutschen Sprachraums, mit Österreich. Dafür stehen Wagners neuere Bücher „Die deutsche Seele“ (2011, gemeinsam mit Thea Dorn) und „Habsburg“ (2014).

Nun setzt sich Richard Wagner in seinem neuesten Buch mit der unheilbaren Krankheit Morbus Parkinson auseinander. Dafür wählte er den mindestens zweideutigen Titel „Herr Parkinson“. Dem pointierten Erzählstil, schnörkellos und sprachbewusst, selbstironisch und immer wieder zugespitzt kritisch nach außen, begegnen wir schon auf den ersten Seiten. Der Erzähler nennt sich einen „Präventionsignorant“. Aber: „So wurde ich nach und nach in diverse Angelegenheiten geworfen, und hatte bald einen Fuß auf der Brust stehen, einen unerbittlichen Fuß, und eine schnelle Hand am Kopf. Das meiste von dem, was ich sah und hörte, hatte immer noch Hand und Fuß ...“ Die Hausärztin hatte eine „Gebrauchtergerätepraxis“. Nach Jahren sah der Erzähler sie wieder und sagte: „Ich war einmal Ihr Patient und wäre es heute noch, aber dann bin ich krank geworden.“ Also kein Sachbuch, kein Krankenbericht oder gar Ratgeber, sondern ein Text mit literarischem Anspruch, gestützt auf Sachkenntnis des Autors aus gründlichen Recherchen und gespeist aus den eigenen Erlebnissen und Erfahrungen als Betroffener. Die Erzählung beschränkt sich übrigens weder im äußeren Geschehen noch auf der Reflexionsebene auf die Krankheit und den Erkrankten. Es wäre kein Wagner-Text, fehlten darin kultur- und gesellschaftskritische Seitenhiebe, so etwa über die deutsche „Beschwichtigungsgesellschaft“, in der es dem Erzähler an Mut zur Offenheit und Wahrheit mangelt.

Im weiten Sinne handelt es sich um eine autobiografische Erzählung. Der Autor ist zur Zeit der Niederschrift bereits seit zwölf Jahren an Parkinson erkrankt. Er berichtet ganz unmittelbar, also in der Ich-Form, von den sich ausbreitenden verheerenden Folgen für die Existenz des Erkrankten: von der Hilflosigkeit im einfachen Alltag, der Zerstörung der Liebesbeziehung und des Freundeskreises, vom Unverständnis für den Erkrankten in der

Öffentlichkeit und schließlich vom Verlust der Selbstbestimmtheit. Parkinson „übernimmt“. Stufenweise, aber unabwendbar! Der Geist verliert die Macht über den Körper. Aber die geistige Kraft bleibt dem Betroffenen erhalten – anscheinend der einzige Hoffnungsschimmer oder Lebensanker. Was richtet die Krankheit in der Psyche des Betroffenen an? Wie verkraftet er die Diagnose? Wagner versteht sich als Aufklärer. Er erzählt den Beginn und das Fortschreiten der Krankheit anschaulich und vorbehaltlos realistisch in scharf und unsentimental gezeichneten Bildern oder Szenen. Die Krankheit wird in der Erzählung nicht bloß durch die Verstärkung sichtbarer Symptome verdeutlicht. Vielmehr wird das Erleben der schrittweisen Inbesitznahme des Betroffenen durch den „diskreten Herrn Parkinson“ auf der Bewusstseinsebene reflektiert.

Den erzählerischen Kunstgriff sehe ich in dieser stets präsenten Spannung zwischen dem sich widersetzenden Ich-Erzähler, der die Unheilbarkeit zunächst nicht akzeptieren und ihr manches „abtrotzen“ will, und dem unheimlichen Herrn Parkinson, der schließlich nicht bloß ein ständiger bedrohlicher Begleiter des Ich-Erzählers ist, sondern sich wie ein schleichendes Gift in dessen physische und allmählich auch psychische Existenz zerstörerisch einnistet. Er nimmt dem Leben das Licht. Da helfen kein Beten und kein Gott, wie der Erzähler zu verstehen gibt.

Im inneren Monolog des Ich-Erzählers spiegelt sich sein Identitätswandel, die totale Präsenz des Herrn Parkinson: „Ich sprach vom Tod wie vom Leben. Das ist das Beste, was man tun kann, sagte ich, und Herrn Parkinsons Gesicht blieb reglos. Es war mein eigenes regloses Gesicht ...“

Mit dieser Spannung – sie erinnert mich an die Atmosphäre in Kafkas „Prozess“ – hat Richard Wagner die kohärente, ganz eigene innere Form am Gegenstand dieser Erzählung entwickelt. Aus der Zwangsjacke, in die der unfassbare Herr Parkinson den Betroffenen bringt, gibt es kein Entrinnen. Der Kranke stellt sich in diesem Schwebestand Grundfragen zur menschlichen Existenz, darunter: „Was gilt“ aus dem eigenen Leben zum Schluss?

Der Titel dieser Besprechung – „die Welt wird enger mit jedem Tag“ – ist einer Parabel von Franz Kafka entnommen. In Richard Wagners Erzählung scheint mir, besonders im letzten Kapitel („Im Schwarzen Quadrat“), die Nähe zum Prager Erzähler erkennbar zu sein.

Richard Wagner: Herr Parkinson. Knaus Verlag, München 2015, 144 Seiten, 16,99 Euro.

Historischer Scherbenhaufen

Edith Konradt

Doku-Dramen sind *en vogue*. Wir sehen sie im Fernsehen, im Kino, und immer mehr werden sie von Schriftstellern in Bücher gepresst. Kurzum: Diese Form der Verarbeitung von Geschichte und Geschehnissen erfreut sich eines lebhaften Interesses. Als „dokumentarische“ Prosa sucht sich auch Ursula Ackrills Debütroman „Zeiden, im Januar“ auszuweisen. Inhaltlich nimmt er die Begeisterung der Siebenbürger Sachsen für den Nationalsozialismus unter die Lupe, formal will er – wie schon der Titel signalisiert – als Chronik des Jahresbeginns 1941 im Burzenländer Marktflecken Zeiden/Codlea verstanden werden, wobei sich das Erzählspektrum zeitlich wie räumlich rasch ausweitert: Häufige Rückblenden reichen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurück, und als Schauplätze kommen Kronstadt/Braşov und Bukarest hinzu. Die vielen Textbausteine von wechselnder, meist überschaubarer Länge lassen aber keinen chronologischen, sondern bestenfalls einen thematischen Ordnungsansatz erkennen, wenn sie einer der drei Hauptpersonen zugeordnet sind, aus deren jeweiliger Perspektive das stark segmentierte Geschehen streiflichtartig erfasst wird.

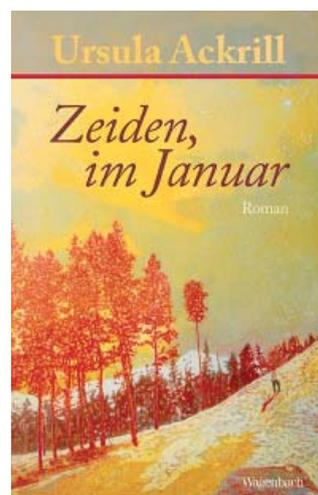
Da wäre zunächst Leontine Philippi zu nennen, die nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus Kronstadt nach Zeiden gezogen ist, wo sie das Elternhaus ihrer Jugendliebe, des Piloten Albert Ziegler, gekauft und ihre Existenz darin neu ein- bzw. ausgerichtet hat: Finanziell abgesichert beschäftigt sie sich mit Kulturgeschichte, schreibt an der Turmknopf-Chronik des Ortes weiter, kümmert sich um junge Leute, etwa das rumänische Mädchen Maria Tatu, dem sie mit der deutschen Sprache auch Lebenserfahrung vermitteln will, und nimmt am politischen Leben lebhaft Anteil, wobei sie öffentlich wie privat gegen den Nationalsozialismus wettet. Als die Volksgruppenleitung am 21. Januar 1941 ihr Haus durchsuchen lässt und sie zu erpressen versucht, flieht sie noch in derselben Nacht Richtung Westen – als Mann verkleidet und zusammen mit illegal für die SS rekrutierten siebenbürgisch-sächsischen Jugendlichen in einem Güterwaggon versteckt.

Die zweite Romanfigur, aus deren Perspektive erzählt wird, ist die mittlerweile erwachsene Maria Tatu, die mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder, der ärztliche Hilfe braucht, in Bukarest lebt, wo sie sich mit Hehlerei abgibt und die Enteignung, Verfolgung, ja Ermordung von jüdischen Bürgern hautnah miterlebt. Gelegentlich kehrt sie nach Zeiden zurück, um nach ihrem leer stehenden Haus sowie der alternden Leontine zu sehen und Abstand vom Geschehen in der Hauptstadt zu gewinnen.

Die dritte Erzählperspektive ist jene des Schularztes Franz Herfurth, der ein gutes Jahrzehnt später als Leontine in Zeiden strandet, wo er ein Junggesellenleben fristet, der Apothekertochter Edith Reimer ebenso aufdringlich wie erfolglos den Hof macht und mit Leontine befreundet ist, mit der er täglich Streitgespräche zu führen pflegt, bis er sich plötzlich ohne eine Erklärung von ihr distanziert, um sie schließlich politisch zu desavouieren. Von schlechtem Gewissen geplagt, verhilft er ihr aber immerhin zur Flucht.

Die detailreichen Biografien der drei Protagonisten, die in eingblendeten Erinnerungen allmählich Konturen gewinnen, sind über die Gestalt Leontines, die als Angelpunkt des Romangeschehens herausgearbeitet ist, aufeinander bezogen; doch es bleibt dem Leser überlassen, die durcheinandergewirbelten Puzzleteile ihrer Lebensgeschichten zum stimmigen Bild einer Epoche zusammenzusetzen.

Abgesehen davon, dass die permanent ineinander und gegeneinander geschnittenen Textfragmente das Verständnis einer für bundesdeutsche Leser fremden Welt erschweren, sind sie zudem mit so peinlich genauen Uhrzeiten datiert, z. B. „18. Dezember 1903, 14.53 Uhr“ oder „1. September 1913, 16.12 Uhr“, dass solche Rückprojektionen aus unserem digitalen Zeitalter nicht nur im Widerspruch zum Lebensrhythmus der Romangestalten und ihrer Epoche stehen, sondern letztlich zu Lasten der historischen Glaubwürdigkeit gehen. Dabei sollen aber gerade diese exakten Datierungen als bewusst gewählte Struktur für die Authentizität des Dargestellten bürgen, ebenso wie die altertümlich wirkende Sprache, die alles andere als authentisch, nämlich u. a. aus *mot à mot* übernommenen rumänischen Wendungen konstruiert ist.



„Zeiden, im Januar“, thematisch als Gesellschaftsroman angelegt und formal als Chronikroman unbewältigt, passt am ehesten ins Raster der Doku-Dramen – als aktuell favorisierter Präsentationsmodus eines historischen Scherbenhaufens.

Ursula Ackrill
Zeiden, im Januar. Roman.
Klaus Wagenbach Verlag,
Berlin 2015, 256 Seiten,
19,90 Euro.

Der zweite Roman von Dana Grigorcea

In der Stadt der Kindheit – und doch fremd

Katharina Biegger

Müssen Dana Grigorcea und ihr Buch überhaupt noch vorgestellt werden? Nachdem die Autorin Anfang Juli 2015 an den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt (Ingeborg Bachmann-Wettbewerb) den 3Sat-Preis gewonnen hatte, wurde das Buch in den Feuilletons aller großen Tageszeitungen rezensiert, in aller Regel in sehr lobenden Tönen, und sie ist in Deutschland, auch in Berlin, mehrfach aufgetreten, um aus ihrem Buch zu lesen.

Dana Grigorcea, geboren 1979 in Bukarest, lebt nach Stationen in verschiedenen europäischen Ländern heute mit ihrer Familie in der Schweiz. Schon ihren ersten Roman hatte sie auf Deutsch geschrieben – äußerst bemerkenswert, wie eine Schriftstellerin eine Sprache so differenziert handhabt, die doch nicht ihre Muttersprache ist. Aber es ist mittlerweile ja charakteristisch für die Literaturen der „großen“ europäischen Sprachen, dass manche ihrer prominenten jüngeren Autoren anderen Sprachräumen entstammen – und vielleicht gerade daher sich durch einen besonderen Blick auszeichnen, ungewöhnliche Sprachbilder einbringen, eine unverwechselbare eigene Diktion entwickeln. So haben sich in der deutschsprachigen Literatur mehrere Schriftsteller einen Namen gemacht, die aus Rumänien stammen; zu diesen zählen u. a. Carmen-Francesca Banciu, Claudiu Florian und Catalin Dorian Florescu. Neben Besonderheiten des Stils sind ihre Werke nicht selten auch durch stoffliche Verwandtschaften charakterisiert: Sehr oft sind es Erinnerungen an früher, an die Kultur des Herkunftslandes, die düsteren Jahre des Ceaușescu-Regimes oder die Schwierigkeiten des Übergangs in den „Westen“ – das macht einen Teil des Reizes dieser Literatur aus, führt zuweilen aber auch zu Exotismen oder Stereotypen.

Doch nun zu Grigorceas Roman. Von Anfang bis Ende hören wir die Stimme einer Frau: Sie ist die Einzige, von der wir erfahren, was wir erfahren. Dieses erzählende Ich teilt einige Charakteristika mit der Autorin: eine jüngere Frau, zehn Jahre vor der „Wende“ in Bukarest geboren und dort aufgewachsen, einer guten Familie entstammend, mit Lebensstadien in Wien, später in Zürich. Diese Victoria ist nun als höhere Bankangestellte in ihre Geburtsstadt zurückgekehrt und wird hier Zeugin, ja geradezu Beteiligte eines Banküberfalls. Infolgedessen wird sie von der Arbeit freigestellt, geht regelmäßig zu Therapiesitzungen und lässt sich ansonsten durch Bukarest treiben. Mit „distributiver Aufmerksamkeit“ mäandriert sie zwischen ihrem neuen Freund Flavian und früheren Bekannten, überlässt sich ihrem

Wahrnehmungs- und Assoziationsfluss, der sie von der sommerhitzeträgen Jetztzeit durch Splitter des erlebten „Früher“ der Kindheit ins erzählte „Vorgestern“ der mondanen Großmutter Mémé trägt. Dies fordert dem Leser Einiges an Konzentration und auch Wissen über die jüngere rumänische Geschichte ab. Historische Daten werden eingeflochten zwischen Anekdoten liebevoll geschilderter skurriler Personen der Vergangenheit und treffend eingefangenen Momentaufnahmen aus dem heutigen Bukarest (Szenen an der Straßenbahnhaltestelle, eine neureiche Hochzeitsgesellschaft, die lindengesäumten Straßen des Cotroceni-Viertels). Als wäre es ein Kaleidoskop mit bunten Scherben: Mit jeder Drehung bilden sich neue Figuren, wobei Elemente der früheren wieder auftauchen. Nichts aber hat Bestand – und es geht nicht voran. Hören wir, was Victoria ihrer Therapeutin erzählt? Es scheint das Psychogramm einer postmodernen jungen Frau auf; feste Werte oder eine feste Verortung wurden durch die Wendejahre aufgelöst, eine kohärente, folgerichtige Erzählung will sich nicht mehr ergeben. Victoria ist in der Stadt ihrer Kindheit – und doch fremd.

Von dem eigenartigen Titel weiß man bis zuletzt nicht recht, wie er zu deuten sei. Auf Seite 20 erscheint die Wendung einmal im Wortlaut, als Victoria sich an die langen Sommernächte ihrer Kindheit erinnert: „... solche Verwirrungen, ein taumelndes Gefühl der Schwerelosigkeit, ja, wenn ich jetzt zurückdenke, entsinne ich mich eines primären Gefühls der Schuldlosigkeit.“ Nach diesem glückhaften Moment der Abgelöstheit von der Realität sehnt sich die Erzählerin zurück. Sie hat uns Einblick nehmen lassen in die Befindlichkeit einer Wendegeneration, die – obwohl sie alle neu sich eröffnenden Chancen nach 1989 nutzen konnte – sich doch nicht einfach zurechtfindet im Heute.



Dana Grigorcea
Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit. Roman.
Dörlemann Verlag, Zürich
2015, 264 Seiten, 22,00 Euro.

Johann Lippets neuer Roman „Amei und Mari oder Nacherzähltes Leben“

Karge Banater Idylle

Edith Ottshofski

Geheimnisvoll klingt der Name Amei im Titel des neuen Romans von Johann Lippert „Amei und Mari oder Nacherzähltes Leben“, der jetzt im Ludwigsburger Pop Verlag erschienen ist. Es handelt sich um eine Banater Lebensgeschichte, teilweise erzählt aus der Perspektive des Autors und Geschichtensammlers, teilweise aber auch romanesk und in dritter Person. Der Lyriker und Romanautor, der im österreichischen Wels geboren wurde, kehrte 1956 mit seinen Eltern ins Banat zurück, wo er aufwuchs. Er war Mitbegründer der „Aktionsgruppe Banat“ und lebt heute als freischaffender Schriftsteller bei Heidelberg. In seinen Büchern setzt er sich immer wieder mit der Banater Geschichte auseinander, sei es in der Lyrik, die zuweilen den banatschwäbischen Dialekt aufgreift, oder in seinem 2010 erschienenen Roman „Dorfchronik. Ein Roman“.

Die eine Hauptgestalt des neuen Romans ist Maria Kiefer, die, so der Autor in den „Präliminarien“ zu dem Buch, am 10. März 2001, 73-jährig im Klinikum Stuttgart verstorbt. Ihre Tochter Erika Weiß, die der Autor gut kennt, weil sie nur drei Jahre älter ist und aus der gleichen Gemeinde stammt, gibt ihm die Erlaubnis, über ihren Lebensweg zu schreiben und erzählt ihm aus ihren Erinnerungen. Vor allem durch den plötzlichen Tod von Erika Weiß überrascht, setzt sich der Autor ans Buch und entwirft den Anfang des Romans.

So erfährt man, wie Maria (Mari) früh ihre Mutter verliert und ihr Vater Franz seine zweite Frau Amei heiratet. Knapp und sachlich ging es beim Heiratsantrag zu, und die Szene ist so schön erzählt, dass man sich als Leser gerne den linkischen und etwas schüchternen Bauer Franz vorstellt, der mit seinem zweispännigen Leiterwagen auf Brautschau geht und auf die patente Amei trifft, die sich mit seinen Andeutungen zufrieden gibt. Doch anstatt sentimentale Liebesgeständnisse zu stammeln, bespricht man lieber praktisch, was mit dem Haus zu geschehen hat und wer den Mais einbringen soll. Und als das Geschäftliche geregelt ist, scheint sich alles andere zu erübrigen. Die Gefühlswelt tritt dann höchsten noch in einem verstohlenen Blick oder einer verschämten Errötung zutage.

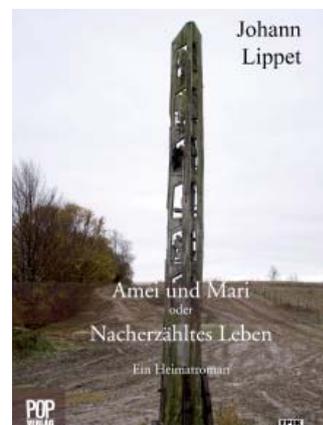
Franz bringt Amei in sein Dorf, das nur mit dem Anfangsbuchstaben W. bezeichnet wird, wie fast alle Ortschaften in diesem Buch, und Amei wird sich fortan auch

um die kleine Mari kümmern. Der Lebensweg dieser Familie ist wohl typisch für ein Banater Schicksal und führt durch die Kriegswirren, die Enteignung, die Deportation bis zum Umsturz in Rumänien.

Die hybride Struktur dieses Heimatromans besteht aus den fiktiven Teilen, in denen die Figuren agieren, aus den Präliminarien, in denen der Autor erklärt, wie er zu seinem Erzählstoff gekommen ist, sowie aus dokumentarischen Einlassungen, die von der Geschichte des Banats handeln. Letztere wirken etwas sperrig, sind aber trotzdem für das Verständnis der Lebensgeschichte nötig.

Dabei ist dem Autor offenbar mehr daran gelegen zu beschreiben, wie viele Krapfen man bei Tisch gegessen hat oder wie der Hund anschlägt, wenn die alte Raskopf zu Besuch kommt, als die großen Ereignisse zu dramatisieren. Oft scheint es daher eine karge Banater Heimatidylle zu sein, die noch sehr an die Erzählungen der Tochter gebunden ist, und – wie es der Untertitel schon sagt – nicht so sehr ein richtiger Roman. Andererseits macht diese karge Idylle auch den Charme der Erzählung aus, man ahnt als Leser, wie hart das Leben der banatschwäbischen Bauern zuweilen war, wie stolz sie auf ihren Landbesitz waren und wie schwer die Enteignung sie traf. Man bewundert aber auch, wie sie sich trotzdem durchgekämpft haben, und erkennt, warum sie schließlich ausgewandert sind.

Johann Lippert hat sich in diesem Buch zwei Frauengestalten herausgegriffen und ihnen ein rührendes Denkmal gesetzt. Dass dabei auch das banatschwäbische Dorf wieder zum Leben erweckt wird, ist ein willkommener Nebeneffekt.



Johann Lippert
Amei und Mari oder Nacherzähltes Leben. Ein Heimatroman. Pop Verlag, Ludwigsburg 2015, 15,99 Euro.

Achtsamkeit in griechischer Landschaft

Markus Fischer

Ein Sommer in Griechenland, auf dem Peloponnes, in Messenien, am Fuße des Taygetos-Gebirges, im Bergdorf Pyrgos, im Haus von Freunden, auf einer Terrasse mit Blick aufs Meer – das ist das Ambiente, das die 1955 in der multiethnischen Banater Kleinstadt Lippa/Lipova geborene und seit 1992 in Berlin als freie Autorin lebende Carmen-Francesca Banciu zu jenem Sommerbuch inspiriert hat, welches mit seinem Titel auf die antike ψυχή (Psyche) anspielt, die neben Seele auch Wind, Hauch, Atem und Lebenskraft bedeutet. Achtsamkeit gegenüber dem Leben, Aufmerksamkeit gegenüber dem Kleinen und Unscheinbaren, Suche nach dem eigenen Selbst, Hoffnung auf Wiedergeburt – das sind die Themen, die Bancius griechisches Paradies durchwehen: „Ich bin gekommen, um das Leben selbst zu berühren. Um mich neu zu gebären. Und das Gebären in Worte zu fassen.“

Griechische Landschaft und griechische Natur bilden bei diesem Prozess der Selbstsuche und Selbstfindung die Paradiesespforte: Das leuchtende Meer, das wie Proteus ständig seine Farben und Formen wechselt, die in der Ferne sichtbaren Berge, der Sonnengott Helios (Banciu nennt ihn Ilios), der alles überstrahlt, aber auch die Natur im Kleinen, die duftenden Orangen, die hängenden Trauben, das Geziefer, Heuschrecken, Wespen, Würmer und Ameisen, Falter, Spinnen und Zikaden lassen die Autorin in den Rhythmus der Natur einschwingen, der sie zu sich selbst trägt.

Freilich spielen auch Menschen eine Rolle: Nachbarn, Dorfbewohner, Autofahrer, die die Schriftstellerin in den nahe gelegenen Küstenort Stoupa mitnehmen, der schon Nikos Kazantzakis zu seinem Roman „Alexis Sorbas“ inspirierte, Frauen und Männer, Griechen und Ausländer, Touristen und Einheimische, Fremde, Migranten und Heimkehrer. Gespräche und Unterhaltungen wechseln mit Schweigen und Einkehr, Beobachtungen mit Meditationen, Beschreibungen mit Reflexionen.

Das Ich der insgesamt 75 kurzen Prosastücke, von denen einige noch weiter untergliedert sind, ist ein Tagebuch-Ich, ein autobiographisches Ich, das, ganz im Sinne der hier geübten narrativen Wahrhaftigkeit, die Schleier des Fiktionalen zum Authentischen hin zu lüften sich anschickt und das solchermaßen Echte und neu Entdeckte dann doch wieder von sich abstrahiert, etwa indem es dieses ins Mythologische rückt: Heuschrecken heißen Orestes und Clytemnestra, Insekten werden zu peloponnesischen Kriegerern, die das grausame Geschäft der Natur besorgen.

Das Buch begleiten zwölf Fotos (mit den beiden Umschlagsfotos vierzehn) der Autorin, die allesamt auf den Text Bezug nehmen: wie Ameisen eine Schlange vertilgen, wie eine Heuschrecke („ein fremder Prinz“) eine andere („Clytemnestra“) verschlingt, Bilder von allerlei Insekten, ein Foto von einem Orangenbaum, ein Bild vom Haus, eines von der Terrasse, ein Blick aus dem Fenster hinaus und zum Meer hinab.

Heimliches Grundthema des Buches ist die Fremdheit. Gespiegelt im Schicksal der Ausländer, die sich in Griechenland niederlassen, der Griechen, die in die Fremde gehen, der Heimkehrer und sesshaft Gebliebenen, der Neuankömmlinge und sesshaft Gewordenen, überhaupt der Migranten. Rumänien, das Geburtsland der Autorin, wird mehrfach erwähnt, ihre Wahlheimat Berlin, ihr internationales Dasein beschrieben, auch und gerade auf dem Peloponnes.

Dies spiegelt sich auch in der Sprache des Buches wider. Das Deutsche nimmt das Rumänische, Griechische, Englische in sich auf und gleitet umgekehrt in diese hinüber: „Clytemnestra“, „Carnivoren“, „Armistiz“, „Fistiki“, „Skouliki“, „Oreganon“, „umbrella“, „seafront“, die Schlacht von Salamis wird zur „Schlacht von Salamina“, und all dies im Geiste einer universalen Sprachenharmonie: „Es gibt Augenblicke. Wie Lichtblitze. Augenblicke, in denen ich alle Sprachen verstehe.“

„Leichter Wind im Paradies“, ein Sommerbuch fürs ganze Jahr, beschwört den Gedanken der Metamorphose. Es endet mit dem lyrischen Bekenntnis: „Ich spüre das Herz, wie es sich zusammenzieht. / Und verglüht, wie der tägliche Tod der Sonne. / Ich weiß es. / Es gibt keinen Anfang. Und es gibt kein Ende. / Ich weiß es. / Nichts geht verloren. / Nichts stirbt. / Es verwandelt sich nur. / Ich weiß es. / Und vergesse es immer wieder.“



Carmen-Francesca Banciu
Leichter Wind im Paradies.
PalmArtPress, Berlin 2015,
264 Seiten, 16,90 Euro.

Schnittmengen sprachlicher und nationaler Identität

Franz Heinz

Der Sammelband enthält die Vorträge, die auf der wissenschaftlichen Tagung „Die deutsche Sprache und Kultur im Banat“ vom 19 bis 23. September 2012 in Paulisch/Păuliș, Kreis Arad gehalten wurden. Veranstalter waren die Universität Wien und die *Universitatea Creștină Partium* in Großwardein/Oradea. Es war die sechste Konferenz in einer Reihe, die 2001 im slowakischen Smolenitz/Smolenice begann. Es ging um die Frage, „welchen Einfluss die deutsche Sprache sowie die Rezeption der deutschsprachigen Literatur und Wissenschaften auf das kulturelle Leben in der betreffenden Region“ hatten. Behandelt wurden religiöse und sprachliche Verhältnisse, Aspekte zur Presse- und Theatergeschichte sowie zur Reiseliteratur aus dem Banat und der Batschka im 18. und 19. Jahrhundert, wobei neue Forschungsergebnisse zur Klärung strittiger Fragen beitrugen oder diese doch mit zusätzlichen Erkenntnissen und Auslegungen anreicherten.

Judit Vizkelety-Ecsedi (Budapest) untersucht in ihrem Beitrag „Vermutliche und tatsächliche Druckorte im Banat“ die etablierten, zum Teil irrtümlichen Angaben über den frühen Buchdruck im Banat. Die Tätigkeit Nikolaus Berwangers (1935–1989) als Chefredakteur der *Neuen Banater Zeitung* (1969–1984) unterzieht Erika Kommer (Klausenburg/Cluj-Napoca) einer kritischen Betrachtung. Horst Fassels (Tübingen) Beitrag über das deutschsprachige Theater der Region (18. bis 21. Jahrhundert) ergänzt Paul S. Ulrich (Berlin) mit einer statistischen Auswertung von 4.529 vormärzlichen deutschsprachigen Theateraufführungen in Agram/Zagreb, Arad, Fünfkirchen/Pécs, Hermannstadt/Sibiu, Laibach/Ljubljana, Ödenburg/Sopron und Temeswar/Timișoara und kommt dabei zu repräsentativen Ergebnissen über das Theaterrepertoire in den Randprovinzen der Donau-Monarchie.

Adam Müller-Guttenbrunn (1852–1923) viel geleserter Roman „Der große Schwabenzug“ (1913) wird von Edit Király (Budapest) in ihrem Vortrag „Literarische Landnahmen. Banat und Banatdeutsche bei Adam Müller-Guttenbrunn und Ferenc Herczeg“ dem Roman „Die sieben Schwaben“ (1914) von Herczeg gegenübergestellt. Beide Autoren sind banatdeutscher Herkunft, in ihren literarischen Werken hingegen bewerten sie die

staatlich geförderte Magyarisierung der Banater Schwaben gegensätzlich. Während Müller-Guttenbrunn im Assimilierungsvorgang eine repressive, gezielte Maßnahme der Regierung erkannte, wollte Herczeg darin einen Angleichungsvorgang vorwiegend des ungarndeutschen Bürgertums sehen. Die Identitätsfrage entwickelte sich im 19. Jahrhundert zum gesellschaftspolitischen Hauptthema in Ungarn. Unter dem Titel „Ein Patriot aus dem Banat“ beschreibt Annamária Biró (Klausenburg) Leben und Werk des 1819 in Temeswar geborenen Publizisten Gottfried Feldinger (Földényi Frigyes), der über den ungarischen Liberalismus meist in deutscher Sprache veröffentlichte. Anders Victor Orendi-Hommenau (1870–1954), über dessen Bemühungen „im Dienste der deutschen Sprache und Kultur im Banat“ Gudrun-Liane Ittu (Hermannstadt) referierte. Der Frage, ob Johann Friedel, um 1751 in Temeswar geboren, als erster deutscher Dichter des Banats gelten kann, geht Wynfrid Krieglleder (Wien) nach, mit dem Ergebnis, dass Friedel mit „den literarischen Ambitionen seiner Herkunftsregion“ nichts zu tun habe. Ausführlich beschrieben wird der kaiserliche Besuch im Banat von Krisztina Kulcsár (Budapest).

Der Band enthält zudem aufschlussreiche Beiträge über die Reise Josef II. ins Banat (1768), über die deutschen Dialekte im Banater Bergland sowie zur jüdisch-deutschen Kultur in der Region bis ins späte 19. Jahrhundert und über die Darstellungen des Banats in deutschsprachigen Periodika Ungarns am Ende des 18. Jahrhunderts.

Deutsche Sprache und Kultur im Banat



Herausgegeben
von Wynfrid Krieglleder,
Andrea Seidler und Jozef Tancer

edition lumière

Wynfrid Krieglleder, Andrea Seidler, Jozef Tancer (Hg.)
Deutsche Sprache und Kultur im Banat. Studien zur Geschichte, Presse, Literatur und Theater, sprachlichen Verhältnissen, Wissenschafts-, Kultur- und Buchgeschichte, Kulturkontakten und Identitäten (= Presse und Geschichte. Neue Beiträge 87), edition lumière, Berlin 2015, 276 Seiten, 44,80 Euro.

Maria Irod über Dieter Schlesak

„Zwischenschaft“ als Ontologie

Cosmin Dragoste

Über das Werk von Dieter Schlesak zu schreiben ist kein leichtes Unterfangen, denn der aus dem siebenbürgischen Schäßburg/Sighișoara stammende Schriftsteller ist interessant nicht nur als Lyriker oder Erzähler, sondern auch als Essayist. Außerdem ist Schlesak ein sehr fleißiger Autor, der bis jetzt sehr viele Bände veröffentlicht hat, was dazu führt, dass es schwierig ist, einen Überblick zu gewinnen. Um über sein gesamtes Werk zu schreiben, muss man sowohl mit der europäischen als auch der jüdischen und asiatischen Literatur, Philosophie und Wissenschaft vertraut sein. Schlesaks Werk ist ein Netzwerk, ein Kontinuum, seine Ideen und Begriffe kursieren in allen unterschiedlichen Formen seines Werkes. Seine Texte sind abwechslungsreich, weil der Schriftsteller immer auf dem Laufenden mit den neuesten wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Entdeckungen sein will.

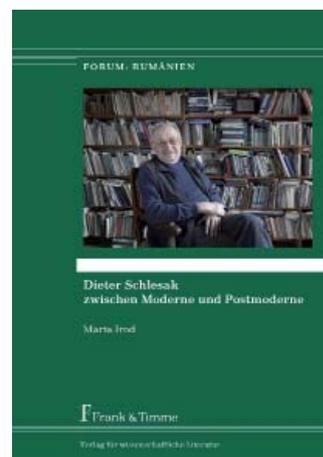
Dieter Schlesak einzuordnen, ist fast unmöglich. Dennoch hat Maria Irod, eine junge und talentierte Literaturforscherin, versucht, Schlesaks Werk zwischen Moderne und Postmoderne gründlich zu analysieren. Maria Irod ist eine ausgezeichnete Kennerin von Schlesaks Werk: Sie hat nicht nur mehrere aufschlussreiche Aufsätze darüber geschrieben, sondern auch manche seiner Texte ausgezeichnet ins Rumänische übersetzt. Das Buch war ursprünglich ihre Doktorarbeit, dementsprechend folgt es der Struktur und einigen Methoden einer Dissertationsschrift, ohne aber den Leser zu langweilen. Die anregende Monografie schlägt neue und interessante Wege vor, untersucht das Werk von Schlesak mit Hilfe einer angepassten und immer beweglichen Methodologie, der einzig möglichen, wenn man so dynamische Inhalte erforscht.

War es nötig, eine Monografie über Dieter Schlesak zu schreiben? Die Antwort kann nur ein „Ja“ sein! Obwohl Schlesak seit Jahrzehnten schreibt und sein Werk so mannigfaltig ist, gibt es recht wenig Sekundärliteratur über diesen Autor. Meistens handelt es sich um Rezensionen oder um Aufsätze, die einzelne Aspekte aus seinem Werk untersuchen. Maria Irod hat erfolgreich versucht, die literarischen, dokumentarischen, autobiografischen, theoretischen Zusammenhänge zu betrachten. Da die Texte von Schlesak die Gattungsgrenzen sprengen und sie intertextuell und interdisziplinär erforscht werden müssen, ist ihre Einordnung zwischen Moderne und Postmoderne eine kühne Geste.

Maria Irods Buch beinhaltet einen wichtigen theoretischen Teil, der notwendig ist, weil auch die Werke von

Schlesak oft als eine Mischung von Theorie und Literatur erscheinen. Der Literaturwissenschaftlerin ist daran gelegen, das Besondere im Werk von Schlesak zu beleuchten, es zu erklären und zu analysieren. Dabei vergisst sie nicht die biografischen Details, die beachtet werden müssen, da es bei dem rumäniendeutschen Autor oft Wechselwirkungen zwischen Werk und Leben gibt. Ein anderer Begriff, der sehr treffend von der Autorin erforscht wird, ist „die Grenze“, ein Zentralaspekt im Werk von Schlesak. Über die „Grenze“ bei Schlesak kann man sehr viel diskutieren, aber Maria Irod hat sehr gut bemerkt, dass der Akzent von der politischen auf die geistige Bedeutung der „Grenze“ verlagert wurde. Es ist das Verdienst der Literaturforscherin zu beweisen, dass der ontologische Sinn der „Grenze“ schon in den frühen Texten von Schlesak präsent war.

In diesem Buch wird auch die Ost-West-Thematik thematisiert. Irod stützt die Untersuchungen, indem sie demonstriert, dass diese Thematik nicht nur als eine geografisch-politische oder imagologische zu verstehen wäre. Maria Irod untersucht zudem ein anderes wichtiges Thema in den Texten von Schlesak: die Trennung zwischen dem Normalen und Abnormen. Auch analysiert die Autorin, formal und inhaltlich, die Problematik des Numinosen in Schlesaks Werken. Das letzte Kapitel schließlich widmet Irod dem für Schlesaks Werk bestimmenden Begriff der „Zwischenschaft“. Es handelt sich um ein sehr vielseitiges Wort, das vom Schriftsteller erfunden wurde. Die Literaturwissenschaftlerin betont, dass bei Schlesak die „Zwischenschaft“ eine ontologische und spirituelle Dimension hat. Die Monografie von Maria Irod ist eine bedeutende und aufschlussreiche Hilfe, um das Werk des aus Siebenbürgen stammenden Schriftstellers Dieter Schlesak zu verstehen.



Maria Irod
*Dieter Schlesak zwischen
Moderne und Postmoderne.*
Frank & Timme Verlag, Berlin 2015 (= Forum: Rumänien
26), 278 Seiten, 29,80 Euro.

Zwangsmaßnahmen gegen Deutsche in Rumänien nach 1944

Viele Befürworter und einige Gegner der kollektiven Bestrafung

Mariana Hausleitner

Die Sammlung von Dokumenten über die Deutschen aus Rumänien in den Jahren nach dem Umsturz im August 1944 ist eine Erweiterung jener, die Hannelore Baier 2005 in Hermannstadt/Sibiu in rumänischer Sprache publizierte. Annemarie Weber versucht, die Auswirkungen von Bukarester Beschlüssen in den von Deutschen bewohnten Regionen auszuloten. Die Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion von 1945 sowie die der Banater in die Bărăgan-Steppe von 1951 werden ausgepart, da sie bereits gut dokumentiert sind.

Den Einstieg bildet die Debatte der rumänischen Regierung über Himmlers wahnwitzigen Plan zur Evakuierung der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, den General Phleps Anfang September 1944 an sie gerichtet hatte. Iuliu Maniu, der Führer der Nationalen Bauernpartei, sah darin sofort die Möglichkeit, dass Rumänen die Ackerflächen der Deutschen erhalten würden. Doch die sowjetischen Streitkräfte lehnten den Evakuierungsplan als eine Unterstützung des Feindes kategorisch ab. Nach Kriegsende entzog die rumänische Regierung jenen etwa 66.000 Deutschen, die bei der Waffen-SS gedient hatten, die rumänische Staatsbürgerschaft. Diejenigen, die zu ihren Familien nach Rumänien zurückkehrten, wurden sofort ausgewiesen.

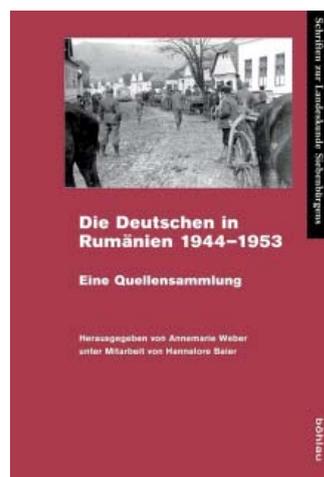
Nachdem im Januar 1945 etwa 75.000 arbeitsfähige Deutsche aus Rumänien in die Sowjetunion deportiert worden waren, veranlasste General Winogradow, der stellvertretende Vorsitzende der Alliierten Kontrollkommission, dass jene in Arbeitslager kämen, die sich der Aushebung entzogen hatten. Die Lager wurden in allen Regionen Rumäniens eingerichtet. Seit Juni 1945 profilierten sich auch die Kommunisten wie die anderen Parteien mit Forderungen nach Vergeltungsmaßnahmen gegen Deutsche. Vasile Luca vom Zentralkomitee meinte: „Sie haben uns genauso ausgeraubt wie die deutschen Besatzer. Ich meine, wir müssen kein bisschen Mitleid mit ihnen haben.“ (S. 98)

Romulus Zăroni, der Agrarminister aus der *Frontul Plugarilor* (Front der Ackerbauern), verlangte im August 1945 die schnelle Evakuierung der verbliebenen Deutschen, damit Rumänen ihre Häuser und Böden zügig in Besitz nehmen könnten. Der kommunistische Unterstaatssekretär Agiu bezeichnete alle Deutschen als „Hitleristen“ und „Zelle des deutschen Imperialismus in der Brust des rumänischen Volkes“ (S. 116). Lotar Rădăceanu (ursprünglich Wurzer), der deutsche sozialdemokratische Minister für Arbeit und Soziales, verwies jedoch auf die vielen linken Wähler im Banat in

der Zwischenkriegszeit. Diese würden eine andere Behandlung verdienen. Die Agrarreformkommission siedelte aber weiterhin arme Rumänen aus Berggegenden in den schwäbischen Dörfern an. Die Enteignung aller Schwaben kritisierte Koloman Müller, der als Kommunist vor 1944 viele Jahre im Gefängnis verbracht hatte. Er wies darauf hin, dass viele Felder un bebaut und die Menschen völlig demoralisiert seien. In dem einst so reichen Landstrich würden nun „verkommene Elemente“ die Ernte rauben. Die Enteignung der Deutschen wurde 1946 damit gerechtfertigt, dass sie „Kollaborateure“ der Nationalsozialisten gewesen seien. Darunter fasste man „all jene, die in der Deutschen Volksgruppe eingeschrieben und in ihrem Auftrag tätig waren“ (S. 141). Die deutschen Schulen wurden verstaatlicht, weil die Volksgruppe sie übernommen hatte.

Der Generalsekretär der rumänischen Kommunisten verlangte von Stalin die Umsiedlung aller Deutschen in die sowjetisch besetzte Zone, um die besitzenden Schichten schnell zu dezimieren. Doch der entgegnete am 3. April 1946: „Der Krieg ist aus. Ausweisen ist schwierig geworden.“ (S. 157) Trotzdem plädierte Gheorghe Gheorghiu-Dej im Herbst 1946 noch für die Vertreibung der Deutschen. Erst im November 1948 erkannten die Kommunisten, dass die Verfolgung die Deutschen zu einer „kompakten Masse“ im Umkreis der Kirchen zusammengeschmiedet hatte. Danach versuchten sie, die „Klassendifferenzierung“ voranzutreiben.

Der Dokumentenband veranschaulicht, dass Zwangsmaßnahmen gegen Deutsche in Rumänien nur zögerlich durchgesetzt wurden, da es noch Gegenstimmen gab. Die Kommunisten gingen nicht wie etwa in Jugoslawien vor, wo viele Deutsche bei Kriegsende erschossen und alle anderen in Internierungslager gesperrt wurden.



Die Deutschen in Rumänien 1944–1953. Eine Quellensammlung.

Herausgegeben von **Annemarie Weber** unter Mitarbeit von **Hannelore Baier**

Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2015 (= Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens 35), 408 Seiten, 49,90 Euro.

„Vexierspiegel Securitate“

Markus Bauer

Die Tagung in München, deren Verlauf der frühere Redakteur der *Neuen Banater Zeitung* in Temeswar/Timișoara, Eduard Schneider, am Ende des vorliegenden Tagungsbandes zusammenfasst, erregte 2009 erhebliches Aufsehen. Bundesweit berichtete das Feuilleton über die Veranstaltung vor allem, weil der Dichter Werner Söllner sich öffentlich als früherer IM der Securitate kenntlich machte, aber auch, weil es lautstarke Diskussionen unter den zahlreichen angereisten Betroffenen, Wissenschaftlern und Autoren gab. Jetzt liegt ein Band vor, der mehrere der damals gehaltenen Vorträge versammelt und Einblicke in die Arbeitsweisen der rumänischen Geheimpolizei und ihre subjektiven Folgen erlaubt.

Der Band konzentriert sich vor allem auf die Zeugnisse und Erinnerungen der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler: Aus dem Umfeld der Temeswarer Autoren der „Aktionsgruppe Banat“ (Wagner, Lippert, Totok, Sterbling, Csejka, Frauendorfer, Samson) sowie der älteren Generation in Klausenburg/Cluj und Hermannstadt/Sibiu (Hodjak, Wittstock, Schuller, Seiler, Motzan). Erstaunt über das Maß an Aufwand, das die Securitate trieb, ohne wirklich oppositionelle oder gar „gefährliche“ Intellektuelle zu entlarven, heben betroffene Autoren aus der zeitlichen Distanz das Groteske und fast schon Lächerliche der Geheimpolizei aus der nachmaligen Perspektive der inzwischen Bundesbürger gewordenen Ausgereisten hervor. Horst Samson schildert als orientalisches Märchen mit Untertönen den prägnanten Vorfall 1984 in Temeswar, als mehrere Schriftsteller sich direkt an die Partei mit einem Beschwerdebrief wandten und Samson, nachdem die Unterzeichner des Briefes vor die Partei zitiert wurden, in plötzlicher Aufwallung lautstark mit dem Propaganda-„Kalifen“ Eugen Florescu Tacheles redete. Joachim Wittstock verarbeitet die vor allem wegen seines in den Nationalsozialismus verwickelten Vaters gemachten Erfahrungen mit der Geheimpolizei zu einer sprachlich gewundenen, das Ganze mit einem Bühnendrama vergleichenden Darstellung, während Johann Lippert die Geschichte seiner Überwachung in ein „Exposé für einen Thriller“ literarisch verpackt.

Wenn auch einige der Betroffenen die maßlosen Konstrukte der Geheimpolizei persiflieren, um sie distanzierend sich vom Leib bzw. der Erinnerung zu halten, so kann nicht übersehen werden, dass die Wirkungen der Verfolgung individuell und gesellschaftlich verheerend waren. Verbitterung und Verletzungen machen sich noch Jahrzehnte nach dem Geschehen breit, selbst wenn diejenigen, die ihre Akten bei der CNSAS, der Bukarester „Gauck-Behörde“ einsehen, sich vornehmen, möglichst unbeteiligt auf ihre entstellte präsentierte Vergangenheit in den Spitzelberichten

zu reagieren. William Totok, einer der besten Kenner des Systems, schreibt über 20 Jahre im Visier der Securitate ganz offen: „einige Dokumente empörten mich nicht nur, sondern verbitterten auch. ... ich dachte, ich würde die eigene Akte distanziert lesen können. Es dauerte eine Weile, bis ich diese äußerst unangenehme Konfrontation mit dem in den giftigen Laboratorien der Securitate verfassten Kollektivwerk leidenschaftslos lesen konnte. Doch wunderte ich mich immer wieder, mit welcher krimineller Energie einige Personen den Securitate-Apparat mit Informationen bedienten.“ Der Germanist Horst Schuller schreibt, dass es nur wenig bedarf, „um das strapazierte Nervenkostüm zu alarmieren, die mit ironischem Abstand aufgebaute Fassung zu verlieren, alte Gefühle der Ohnmacht aufzuwühlen und hochsteigen zu lassen.“

Seinen Niederschlag findet das Thema des Bandes auch in (literar)historischer Forschung. Stefan Sienerth gibt einen Überblick über die gesellschaftspolitische Situation, in der unter dem Etikett „*Problema 13, naționalisti, fasciști, germani*“ die Securitate mehr als 43 Aktenbände anlegte, die im Umfeld von Aussiedlung, Tourismus, Auslandsspionage, Bildungsaustausch die deutschen Minderheiten beobachteten. Ihre gelegentliche außenpolitische Reflexion in den Akten der Stasi stellt Georg Herbstritt dar. Von rumänischer Seite aus bieten Cristina Anisescu und Cristina Petrescu interessante Einsichten in das Funktionieren der Geheimpolizei bzw. eine anregende Perspektive auf die Aktionsgruppe Banat innerhalb der rumänischen Intellektuellen- und Schriftstellerszene der Zeit. Peter Motzan geht in die 1950/1960er Jahre zurück und untersucht die Versuche der Securitate, den Dichter Alfred Margul-Sperber durch die Sächsin Hermine Pilder-Klein ausspionieren zu lassen.

Dennoch sind viele der Fragen längst nicht beantwortet. Anton Sterbling beobachtet, dass gewisse Akten, die über ihn angelegt wurden, nicht vorhanden sind bzw. ihm nicht zur Verfügung gestellt wurden. Helmuth Frauendorfer reflektiert die Aktivitäten der Securitate in der Bundesrepublik hinsichtlich der ausgereisten Banater Literaten, die sich noch vor dem Fall der Mauer in Menschenrechtsfragen in Ost- und West-Berlin engagierten. Der Band bietet zahlreiche Aktenauszüge und stellt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der von der Securitate produzierten Vexierbilder dar.

Gerhardt Csejka, Stefan Sienerth (Hg.): *Vexierspiegel Securitate. Rumäniendeutsche Autoren im Visier des kommunistischen Geheimdienstes*. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2015 (= Veröffentlichungen des IKGS 129), 280 Seiten, 29,95 Euro.

Der Soziologe Anton Sterbling reagiert auf die aktuelle Situation

Zuwanderung und ihre Kontexte

Markus Bauer

In den aktuellen Debatten um Zuwanderung und ihr politisches Umfeld hat die Stimme des aus dem Banat stammenden Soziologen Anton Sterbling von vorne herein Gewicht: Selbst aus Rumänien aus- und in die Bundesrepublik eingewandert, kann Sterbling im Literaturverzeichnis auf zahlreiche Anlässe zur Beschäftigung mit Fragen der sozialen Integration, der gesellschaftlichen Konstitution, den Grenzen der Gesellschaft und kulturellen Mustern von Kommunikation hinweisen. Auf diese Studien zurückgreifend gelangen Sterbling knapp und präzise die Benennung soziologischer Probleme der Zuwanderung vor einem größeren Horizont und der Verweis auf historische Beispiele von Lösungen oder des Scheiterns.

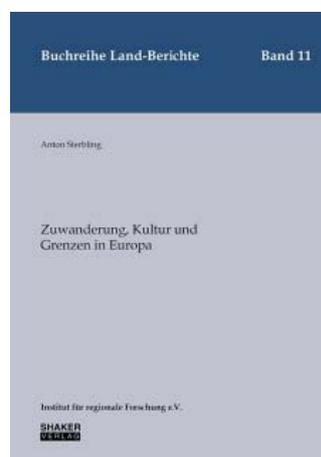
Anlass seiner kleinen Sammlung von vier Aufsätzen/Vorträgen ist die deutliche Skepsis des Autors gegenüber den aus seiner Sicht eher von „äußerst problematischen gesinnungsethischen Fixierungen“, denn rationalen Kriterien geleiteten Maßnahmen in der Politik angesichts der gestiegenen Flüchtlingszahlen: „Es reicht dabei sicherlich nicht, ‚Das packen wir‘ zu sagen, denn Integration ist, wie Migration, ein komplizierter Gesamtprozess, der sich nicht ohne Weiteres dem politischen Willen oder Befehl fügt“. Höchstens 150.000 bis 300.000 Zuwanderer pro Jahr hält der Soziologe für erfolgreich sozial integrierbar und verweist auf die Eigendynamik von Migrationen und den Trichtereffekt der „Push-und-pull-Faktoren“, die Menschen veranlassen, ihr Land zu verlassen und in Europa ihre Zukunft zu suchen. Migration hat Folgen sowohl im Zielland als auch im Land, das verlassen wird. Insbesondere für die angestrebte Integration sieht Sterbling auf den drei Ebenen der Gesellschaft – der personell-familialen, der institutionellen und der politisch-staatlichen – einige Probleme in der Zukunft auftauchen.

Die Skepsis des Soziologen rührt auch von der Beobachtung der erfolgreichen Integration der Banater Schwaben her: Die Bedingungen seien retrospektiv in vielfacher Hinsicht äußerst glücklich gewesen, was heute kaum zutreffe. So gab es keine sprachliche und kaum eine kulturelle Distanz der Zugewanderten zu den bereits Einheimischen, die Wirtschaft befand sich in einer Vollbeschäftigungsphase mit Bedarf nach ausgebildeten Arbeitskräften; entscheidend ist für Sterbling hier aber auch die Gemeinsamkeit von Werten in konservativ orientierten „Harmoniemilieus“ sowohl bei den einwandernden Banatern als auch in der bundesdeutschen Gesellschaft. Sorgen machen dem Soziologen die Auswirkungen der

Zuwanderung auf den in der Gesellschaft ausgehandelten Wertekonsens, d. h. ob es gelingt, diesen zu vermitteln und akzeptanzfähig zu halten oder ob nur durch Sanktionen staatlicher Gewalt durchsetzbar. In letzterem Fall sieht Sterbling den Wertekonsens absehbar scheitern und verweist auf die USA mit ihrer weltweit einmalig hohen Strafgefängenzahl.

Entsprechende Bedeutung beansprucht die kulturelle Kommunikation zwischen Migranten und bereits ansässiger Bevölkerung. Über die sprachliche Ebene hinaus sind hier Fragen des Wertewandels, der Grundorientierung in der Wirklichkeitsdeutung und des Kulturkontakts angesprochen, die, wie der Autor selbst zugesteht, auch den Sozialwissenschaftler einbegreifen, der ja nicht per se zur „objektiven“ Wahrnehmung und Interpretation sozialen Wandels gelange. Historische Beispiele aus Südosteuropa machen die Mechanismen dieser Interkulturalität deutlich und illustrieren Sterblings Anliegen, die europäische Dimension der Vorgänge zu beachten. Die Migration rüttelt nicht nur am Schengen-Abkommen, sondern stellt auch das Verhältnis von Zentrum und Peripherie vor einige Belastungen. Zugleich lassen sich soziologische Ansätze einer europäischen Binnengesellschaft feststellen, die nun auf den Prüfstein gestellt wird.

Insofern ist folgerichtig das letzte Kapitel des durch seinen Perpektivenreichtum vielfach anregenden Bandes der Frage der Grenzen gewidmet – eine entscheidende im Prozess der Europäisierung und Integration. Auch dabei kreisen Sterblings beachtenswerte Reflexionen letztlich um die historischen Entstehungsbedingungen unserer Gesellschaften und ihrer Elastizität angesichts globaler Migrationsbewegungen.



Anton Sterbling
Zuwanderung, Kultur und Grenzen in Europa. Shaker Verlag, Aachen 2015 (= Buchreihe Land-Berichte 11), 111 Seiten, 10,00 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: